Oeffentlicher
Schul-Preis.

Za IV 21/6

L.g.o. 1042

Der

Schulfreund.

Ein

Lehr- und Lesebuch

für die

mittlern Classen der Volksschulen.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

K.B.C.S.B.V. MÜNCHEN.

Preis: 12 kr.; ordinär gebunden: 15 kr.

München, 1830.

Im königl. Central-Schulbücher-Verlage
vor dem Karlsthore in der Sophien-Straße.

Inhalt.

Seite

I. Sittenlehre in Geschichten und Erzählungen 1

1. Liebe Gott über Alles und mit einem dankbaren Herzen 1
2. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut . 3
3. Sey deinen Ältern gehorsam . . 5
4. Kinder sind die größten Schuldner ihrer Ältern 7
5. Das Sterbebett des Vaters, ein ernstes Sittengericht über seine Kinder . . 9
6. Sey liebreich und gefällig gegen jedermann 12
7. Selig, wer an seinem Nächsten Barmherzigkeit thut! 13
8. Werdet täglich besser! 15
9. Glück und Glückseligkeit ist nicht eines und dasselbe 17
10. Nur der Anfang ist schwer . . . 19
11. Verstand und Fleiß sind oft gar mehr werth, als ein vornehmes Herkommen . . 21
12. Lerne Gutes und thu Gutes, wenn es dich auch schwer ankommt 24
13. Zum Lernen ist es nie zu spät . . 26
14. Gesund und frisch seyn ist besser, als reich seyn 27
15. Wer in der Hitze trinkt, trinkt sich den Tod hinein 28
16. Gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen 30
17. Gib dich nicht leichtsinnig in Gefahr . 32
18. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in großes Leid gebracht. 34
19. So geht's, wenn man unordentlich ist! . 36
20. Müßiggang macht keine Freude . . 38
21. Junge Müßiggänger, alte Bettler . 40
22. Wer weiß, wozu es gut ist! . . . 43

Inhalt.

Seite

23. Man muß sich oft etwas versagen können 45
24. Die Gewohnheit erleichtert uns Alles in der Welt 47
25. Rede immer die Wahrheit und scheue das Lügen. 50
26. Sey treu und redlich bey einem Pfennig . 52
27. Wie ungleich sich oft Brüder einander sind! 55
28. Bedenke wohl bey jeder That, was sie vielleicht für Folgen hat 58
29. Wie weit ein klein scheinender Fehler führen kann! 61
30. Wähle stets den geraden Weg . . 63
31. Ein treuer Freund ist Goldes werth . 64
32. Wer mit Bösen umgeht, wird auch böse . 66
33 Es ist nicht Alles Gold, was glänzt . 69
34. Spotte nie über fremde Gebrechen . . 72
35. Der Zorn des Menschen thut nicht, was recht ist vor Gott 73
36. Der Gerechte erbarmet sich auch des Viehes 76
37. Lob oder Tadel — jedem jedes nach Verdienst 81

II. Der Mensch nach Leib und Seele . 86
III. Wohlseyn des Leibes und der Seele . 103
IV. Menschengeschichte 111
V. Erdebeschreibung 120
VI. Naturkenntnisse 132
VII. Sprüche und Sprichwörter . . 169

I.

Sittenlehre

in

Geschichten und Erzählungen.

1. Liebe Gott über Alles, und mit einem dankbaren Herzen.

Fridolin war ein guter, frommer Hirt, der Gott über Alles und mit einem dankbaren Herzen liebte, und oft und gern an ihn dachte. Deßwegen nahm er, wenn er die Heerde weidete, gewöhnlich ein erbauliches Buch mit sich auf das Feld hinaus.

Einst an einem heiteren Sommermorgen las er in der freyen schönen Natur in David's vortrefflichen Gesängen. Seine ganze Seele wurde durch das Nachdenken darüber innigst gerührt, und floß gleichsam von frohen dankbaren Empfindungen über; denn er fühlte es, wie freundlich und gütig der Herr der Natur ist.

Da las er die Worte: „Du breitest den Himmel aus, wie ein Gezelt, und Licht umhüllet dich, wie ein Kleid;" so hob er seine Augen in die Höhe, und empfand ganz die Stärke dieser Worte. — So verglich er vieles, was er da las, mit dem, was er sehen konnte, oder dachte doch, wenn er Manches, wovon im Buche die Rede war, nicht sah, darüber nach.

„Wie weise, wie mächtig, wie gütig bist du, o Gott!" sprach er dann oft zu sich selbst. „Wer sollte dich nicht lieben, da du über Alles liebenswürdig bist! Herr, wie sind deine Werke so groß und mannigfaltig! Du hast sie alle weislich geordnet. Diese Erde, zu deren Bewohner du auch mich gemacht hast, ist voll von deinen Gütern. Welche gute Weide die Heerde hier findet! Wie sie dort aus der frischen Quelle ihren Durst löschen kann! Alles wartet auf dich, o Gott, daß du Nahrung gebest! und du gibst gern, gibst reichlich. Auch ich, ich finde täglich meinen Unterhalt, sammt allen übrigen Menschen und Geschöpfen. Ich bin gesund, und kann der Heerde pflegen; ich kann lesen und mein Herz durch Lieder erfreuen; ich kann die Natur betrachten, mich ruhig zu Bette legen, und, durch den süßen Schlaf gestärkt und neu belebt, wieder an mein Tagewerk gehen. O Gott! wie gütig bist du! Wie freut sich deiner meine Seele! O daß das Böse aus deiner schönen Welt ver-

schwinden möchte! o daß sich die Zahl der Guten immer vermehrte! o daß auch ich mit jedem Tage besser und verständiger würde!“

Zufrieden in seinem Stande erfüllte Fridolin mit treuer Sorgfalt die Pflichten desselben, nahm seine Heerde wohl in Acht, und diente jedermann gern, wo und wie er nur konnte. Die Knaben im Dorfe unterrichtete er, wie sie Bäume pflanzen und veredeln sollten; er lehrte sie Körblein flechten, und allerley nützliche Dinge aus Holz verfertigen. Auch machte er sich eine besondere Freude daraus, heilsame Kräuter zu suchen, die der Arzt den Kranken des Dorfes verordnet hatte, und verlangte für solche Dienste keine Belohnung.

So wurde Fridolin von Alt und Jung geschätzt und geliebt, und es ging ihm immer wohl.

2. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

So wohlhabend auch Bernhard's Ältern waren; so prägten sie ihm doch die Lehre ein, daß er sich nicht auf irdische Güter, sondern einzig und allein auf Gott verlassen müsse. Mochte immer der junge Mensch noch nicht einsehen, warum ihm seine Ältern diese Lehre gaben, und dieselbe so oft wiederhohlten; so behielt er sie dennoch in seinem Herzen. Erst nach einiger Zeit

lernte er den Sinn jener Worte recht verstehen, und die ihm gegebene Lehre auf sich anwenden.

Es brach ein Krieg über das Land herein, und seine Ältern verloren durch Brand ihr Haus. Sie geriethen in die äußerste Dürftigkeit, und behielten nicht mehr übrig, als wovon sie, wenn sie sparsam und dabey fleißig wären, leben konnten. Bernhard mußte es sich gefallen lassen, einen Rock von grobem schlechten Zeuge anzuziehen, und mit geringer Kost vorlieb zu nehmen. Jetzt ward er von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften, zurückgezogenen Betragens nicht recht leiden konnten, verachtet. Natürlich mußte ihn dieß schmerzen. Allein er dachte über die Lehre nach, welche ihm seine Ältern gegeben hatten, und dieses Nachdenken machte ihn so zufrieden, daß er vergnügt seinen schlechten Rock trug, und sich die geringe Kost gern gefallen ließ.

Als er älter wurde, sagte er oft: „Gott sey Dank, daß er mich schon frühe mancherley Ungemach erfahren ließ! Die geringe Kost war meinem Körper zuträglich; die Verachtung, mit welcher mir meine Mitschüler begegneten, lehrte mich schon frühe, die Beleidigungen der Menschen zu ertragen, und ihnen zu vergeben, was sie mir zu Leide thaten. Dadurch wurde mein Stolz niedergedrückt, der mich sonst unglücklich gemacht haben würde. Ja, Gott sey gelobet, der mich

aus weisen, gütigen Absichten in meiner Jugend arm und dürftig werden ließ!“

Seyd auch ihr zufrieden, in welchem Stande und unter welchen Umständen ihr immer leben möget!

3. Sey deinen Ältern gehorsam!

Ein alter Mann, mit Namen Ruprecht, hörte einst einigen Kindern zu, die sich über die strengen Befehle ihrer Ältern beschwerten. Er trat in ihre Mitte, und sagte zu ihnen: „Kinder, merket auf mich! Ich will euch etwas erzählen. Ich weiß, leider! aus eigener Erfahrung, wie sehr sich junge Leute allezeit schaden, wenn sie ihren Ältern ungehorsam sind.“

Die Kinder fragten ihn: „So waret ihr in eurer Jugend euern Ältern auch ungehorsam gewesen?“ — „Freylich, antwortete er; ich muß es zu meiner Schande bekennen.“ —

„Frühe schon habe ich meinen Vater verloren. Meine Mutter war sehr gottesfürchtig und rechtschaffen; aber gegen mich, als ihren einzigen Sohn, zu nachgiebig. Sie ermahnte mich zwar oft zu allem Guten, weil sie selbst gut war. Wenn ich aber zu diesem oder jenem keine Lust zeigte, so gab sie mir nach, damit ich nur immer zufrieden bliebe, und nicht, wie sie meinte, beleidiget würde. Ich konnte also thun, was

ich wollte, und erhielt, was ich verlangte, weil meine Mutter eine blinde Liebe zu mir hatte.“

„Sie wollte mich nun auch in die Schule schicken. Der Lehrer nahm mich mit Freuden auf; aber das Sitzen, das Ruhigbleiben, das Aufmerken, das Gehorsamen gefiel mir gar nicht. Ich hatte eine größere Freude am Herumlaufen, am Schleifen auf dem Eise, an Spielwerken und Tändeleyen, als am Lernen. Meine Mutter wußte zwar dieß Alles, sie redete mir auch nachdrücklich an's Gewissen, daß ich doch meine Jugend nicht so leichtsinnig zubringen sollte; es werde mich gewiß noch einmal reuen; wenn ich erwachsen sey, so habe ich zum Lernen keine Gelegenheit mehr, und ich werde von allen Menschen verachtet werden; ich könne in keinem Buche lesen, nichts aufschreiben, werde also Manches zu meinem größten Schaden vergessen; wenn ein Brief an mich komme, so müsse ich ihn zuerst Andern anvertrauen, es möge darin enthalten seyn, was da wolle, u. dgl. m. — Diese mütterliche Ermahnung half aber nichts: ich folgte meinem unverständigen Kopfe, blieb ungehorsam, und lernte nichts recht.“

„Als ich größer wurde, ging es eben so. Ich wurde immer eigensinniger und ausgelassener, meine Mutter mochte sagen, was sie wolle.“

Auf Gott vergaß ich ganz; ich arbeitete nur, was mir wohl gefiel, gewöhnte mich an den

Müßiggang, an das Spielen und Saufen, und meine Kameraden waren immer die verdorbensten und liederlichsten im Orte. — Jetzt, — o ich möchte mir meine grauen Haare ausraufen! — jetzt, meine Kinder! muß ich es hart büßen."

„Meine Mutter starb. Ihr hinterlassenes Vermögen hatte ich bald durchgebracht; denn es wollte nichts klecken, weil ich in allen Dingen unachtsam war, und jetzt muß ich froh seyn, wenn mir in meinen alten Tagen jemand ein Stücklein Brod reichet."

„O meine lieben Kinder! glaubet es mir, die Ältern verstehen Alles besser, als ihr; was sie sagen, ist wahr; was sie euch sagen, ist gut. Wenn ihr den Ermahnungen euerer Ältern widerstrebet, so machet ihr euch allezeit unglücklich. Nehmet euch ein Beyspiel an mir. Ich würde euch dieses Geständniß nicht abgelegt haben, wenn ich nicht glaubte, euch dadurch nützlich geworden zu seyn. O seyd doch gehorsam! Versündigungen gegen Ältern sind Dornen, die man sich selbst auf den Weg des Lebens streut."

4. Kinder sind die größten Schuldner ihrer Ältern.

Gottfried war der Sohn armer Ältern, die sich ihren Unterhalt durch harte und saure Taglöhner-Arbeit verdienen mußten. Sie hiel-

ten daher ihren Sohn auch vorzüglich zum Arbeiten an, und kaum war er aus der Schule entlassen, so mußte er ihnen schon mit seinen geringen Kräften das Brod verdienen helfen. Der Vater starb frühzeitig; die Mutter fing an zu kränkeln, und nach und nach ihre Kräfte zu verlieren.

Sie sollte nun aus der Almosen-Casse der Stadt eine Unterstützung erhalten; aber ihr braver Sohn gab dieß nicht zu. „Nein!“ sagte er, „so lang ich gesund bin, lasse ich mir die Ehre und die Freude nicht nehmen, meine liebste Mutter zu versorgen; denn es ist meine Schuldigkeit.“

Gottfried war Tag und Nacht bemüht, und wo es recht schwere Arbeit gab, bey welcher sich etwas verdienen ließ, da war gewiß er dabey. Hatte er die gewöhnliche Tagesarbeit vollbracht, und kam er nach Hause; so that er in der Nachbarschaft noch dieß und das, um einige Groschen zu verdienen, mit denen er das Alter der immer schwächer werdenden Mutter erleichtern konnte. Bekam er bisweilen in den Häusern, in welchen er arbeitete, Suppe, Fleisch u. dgl. zu essen; so bath er um Erlaubniß, es seiner Mutter heimtragen zu dürfen.

„Sohn! lieber Sohn!“ sagte die Mutter oft zu ihm, „du thust sehr viel an mir, Gott segne dich!“ — „Ach! Mutter,“ antwortete er dann, „schweiget doch still davon! Ich bin

euch ja viel mehr schuldig, und weiß es wohl, wie sauer es euch geworden ist, mich zu erziehen.“ —

In derselben Stadt, wo der brave Gottfried so fleißig für seine Mutter arbeitete, und so kindlich für sie sorgte, waren wohl mehrere arme Väter und Mütter, die ihre Söhne und Töchter noch am Leben hatten; aber sie empfingen nichts von ihnen. Die Söhne lagen in den Schenken und Wirthshäusern am Spieltische, mit den Karten in der Hand, und die Töchter standen zu Hause am Küchenherde, und kochten Kaffee, oder verwendeten ihre Groschen auf Flitterwerk, indessen die armen Ältern in Dürftigkeit schmachteten, und oft Hunger leiden mußten. — Und wenn man die alten, schwachen Leute fragte: „Wie geht es?“ so war ihnen nichts schmerzhafter, als daß ihre Kinder so undankbar wären. „Ach!“ sagten sie mit Seufzen, „das haben wir ja nicht um unsere Kinder verdient.“

5. Das Sterbebett des Vaters, ein ernstes Sittengericht über seine Kinder.

Ein Vater lag, den letzten Zügen nahe, auf dem Sterbebette. Seine Kinder, Joseph, Benedict und Maria, standen schluchzend umher. Die Mutter wischte ihm den kalten

Schweiß von der Stirn, und jeder Augenblick schien sein letzter zu seyn. Auf einmal kehrten seine Lebensgeister zurück, und es war, als erwachte er vom Tode. Er winkte mit der Hand, und alle traten an's Bett, um die letzten Worte des sterbendeu Vaters zu hören.

„Kinder!" sprach er mit gebrochener Stimme, „die Hand, die mir den Todesschweiß von der Stirn wischt, hat mir und euch viel Gutes erwiesen. Vergeßt nicht: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Fluch der Mutter reißt sie nieder. — Verdienet ihren Segen, wie den meinigen. — Gute Mutter! tausend Dank! Lebe wohl bis auf's Wiedersehen! du treue Gefährtinn meines Lebens!"

„Kinder! ihr seyd arm, wie euer Vater es war; aber Gott hat mich nicht verlassen; er wird auch euch nicht verlassen, wenn ihr ihn nicht verlasset. — Weinet nicht so sehr um mich: denn ich gehe zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und zu euerm Gott. — Ich sterbe, und Gott wird mit mir seyn." —

„Es wird mir leichter um's Herz. — Gott gibt mir noch ein paar Augenblicke. — Vergebt mir, Kinder, wenn ich sie zu Ermahnungen verwende, die euch vielleicht weh thun!" —

„Joseph! du bist ein guter Mensch; aber du bist jähzornig, und des Menschen Zorn

thut nicht, was vor Gott recht ist. — Denk, so oft dich der Zorn überwältigen will, an die letzten Worte deines Vaters.“ —

„Benedict! auch du bist gut; du bist nicht jähzornig; aber du bist leichtsinnig, und der Leichtsinn thut oft mehr Böses, als der Jähzorn. — Denk an die ernste Stunde, die jetzt deinem Vater schlägt, so oft der Leichtsinn dich anwandelt.“ —

„Maria! Herzenstochter! auch von dir kann ich nicht ohne Ermahnung scheiden. Du bist weder jähzornig noch leichtsinnig; aber du bist unzufrieden mit deiner Lage. Das macht dich neidisch gegen deine Mitmenschen, undankbar gegen Gott, und unglücklich in dir selbst. Bedenke doch: Mancher ist arm bey großem Gut, und Mancher ist reich bey seiner Armuth.“ —

Die Kinder weinten laut, und gelobten ihm, stets seinen letzten Ermahnungen eingedenk zu seyn. Stillschweigend reichte er noch jedem die Hand. Er wollte noch einmal reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. — Seine letzten Worte schwebten den Kindern bey jeder Versuchung zu ihren Lieblingsfehlern vor. Sie ehrten und verpflegten ihre Mutter bis an's Ende, und ehren noch heute das Grab ihrer Ältern durch ihre Tugenden.

6. Seyd liebreich und gefällig gegen jedermann.

„Wo finden wir am besten und sichersten durch diesen Wald, um nach der nächst gelegenen Stadt zu kommen?“ fragten einst drey reisende Handwerksbursche einen Bauer, welcher nicht fern vom Walde einen Zaun ausbesserte. Der Wald lag weit und groß und dicht vor ihnen, und es durchkreuzten sich so viele Wege, daß man nicht leicht wissen konnte, ob man den rechten treffen würde.

„Was gebt ihr mir,“ antwortete der Bauer, „wenn ich euch den rechten Weg zeige? Allein werdet ihr,“ setzte er hinzu, „denselben gewiß nicht finden, und ihr könnet den ganzen Tag, und auch noch die ganze Nacht dazu, im Walde herum laufen.“ — Gern wollten ihm die Handwerksbursche eine kleine Erkenntlichkeit geben; aber der Mann forderte viel, und sie hatten nur wenig Geld in der Tasche.

Zum Glücke sahen sie einen Holzhacker aus dem Walde kommen. „Vielleicht,“ dachten sie, „ist dieser gefälliger,“ und ließen den Bauer stehen. — „Lieber Mann!“ fragten sie, „wo geht der Weg in die nächste Stadt?“ — „In die nächste Stadt? o der ist gerade unter allen am schwersten zu finden! Es würde doch nichts helfen, wenn ich euch denselben auch noch so ge-

nau beschriebe. Kommt! ich will selbst mitgehen.“

Er führte die Reisenden über eine Stunde weit, bis er sie endlich auf einen stark betretenen Weg brachte. „Geht auf diesem Wege fort,“ sagte er, „und wenn er sich bey einer Eiche in zwey Wege theilt, so nehmet den linker Hand, und ihr könnet nicht mehr irren. Lebt wohl, und reiset glücklich!“

Herzlich dankten die Handwerksbursche dem gefälligen Holzhacker, und wollten ihn für seine Mühe nach ihrem Vermögen belohnen; aber er nahm durchaus nichts an, so sehr sie ihn auch dazu nöthigten. — „Behaltet eure Kreuzer,“ sagte er, „ihr werdet sie wohl noch brauchen.“

Die Reisenden richteten sich nach der Anweisung, die ihnen gegeben war, und in drey Stunden sahen sie die Stadt schon vor sich liegen, die sie auch bald erreicht hatten.

7. Selig, wer an seinem Nächsten Barmherzigkeit thut.

Ein Handwerksbursche ging einst in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündelein über eine Heide. Seine Kleider waren dünn, und seine Strümpfe zerrissen. Ach! da fror's ihn sehr. — Er weinte, und die hellen Thränen froren ihm an den Augenwimpern.

„Lieber Gott!“ seufzte er; „weit und breit kein Dorf und keine Kohlhütte! Ich werde erfrieren; und, ach! was wird meine Mutter sagen! Mein Vater ist gestorben, und nun hat sie niemanden, der ihr das Brod erwirbt.“ — Er wollte laufen; aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in Schnee auf sein Bündelein, und entschlief sanft.

Ein Postknecht ritt vorbey, und sah ihn erstarrt liegen. — Er ritt schneller, und zeigte es unter'm Thore der benachbarten Stadt an. „Was hilft's? Bis wir hinaus kommen, ist er tausendmal todt,“ sagten die unempfindlichen Leute, und blieben hübsch um den Ofen sitzen. Ein Todtengräber war in der Wachtstube, sich zu wärmen. Der hörte es, und dachte an die Geschichte des barmherzigen Samaritan's im heiligen Evangelium, und was Jesus dabey gesagt hatte. Ohne ein Wort zu reden, ging er hinaus auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn nach und nach der Wärme näher, und — erweckte ihn wieder.

Darauf nahm er ihn mit in die Stadt, und theilte, ob er gleich selbst nicht viel hatte, sein Holz und seinen Tisch mit ihm, bis die Kälte vorüber war, und dann ließ er ihn, im Namen des Herrn, wieder seine Straße ziehen.

8. Werdet täglich besser!

Thomas war ein guter Knabe. Als er vierzehn Jahre alt war, gab ihn sein Vater zu einem Schlosser in die Lehre. Der Meister war ein Mann, bey dem er in einer Woche mehr, als mancher Lehrjunge anderswo in einem halben Jahre lernen konnte; denn er mußte weder die Stelle einer Kindswärterinn, noch einer Dienstmagd im Hause vertreten. Die Gesellen durften ihn auch ohne des Meisters Vorwissen unter gar keinem Vorwande aus der Werkstätte fortschicken; noch viel weniger durften sie ihn hudeln, wie sie andere Lehrbuben oft zu hudeln pflegen. „Die Lehrzeit ist kurz," sagte der verständige Meister öfter; „und wenn sie vorbey ist, muß der Bube mit Ehren wandern, und sein Brod verdienen können." Darum sagte und zeigte er ihm alles, was er lernen konnte, auf die kürzeste und leichteste Art, und hatte Geduld mit ihm, wenn er irgend etwas nicht sogleich begriff, oder es nicht recht machte. An den Sonn- und Feyertagen gestattete er ihm ein paar Erhohlungsstunden, damit er Lust und Kräfte zur Arbeit bekam; aber er gestattete sie ihm nicht eher, als bis er sich zuvor im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen u. dgl. fleißig geübt hatte.

So wurde Thomas ein vortreffflicher Junge, und nach vollendeten Lehrjahren wanderte er

in die weite Welt. Er arbeitete gern, geschwind, fleißig und gut. Dadurch gewannen ihn die Meister, bey denen er in Arbeit stand, so lieb, daß sie ihm manche Kunstgriffe, wohlfeiler, besser, und nutzbarer zu arbeiten, zeigten, die er vorher noch nicht gewußt hatte. Überhaupt wollte er es nicht immer beym Alten lassen, fragte da und dort gescheidtere Meister um Rath, nahm sich allenthalben das Beste heraus, probirte es in den Feyerstunden, statt daß er in's Wirthshaus ging, und seinen Wochenlohn vertrank oder verspielte; und wenn dasjenige, was er probirte, auch gut that, so machte er es fort, und wurde deßhalb immer verständiger und geschickter.

„Ihr seyd doch ein wackerer Schlossergesell, mein lieber Thomas!“ sagte einmal ein Meister zu ihm; aber man kann ein guter Schlosser, und dabey doch ein böser Mensch seyn. Was mir besonders an Euch gefällt, ist, daß Ihr Euch rechtschaffen aufführet.“ — „Was meine Aufführung betrifft,“ antwortete Thomas, „so bin ich noch lange nicht derjenige Mensch, der ich seyn sollte; ich will mich aber bemühen, täglich besser zu werden.“ Der Meister klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: „Wer sich bemühet, täglich ein besserer Mensch zu werden: der ist mein Mann, dem ich gern die Hand reiche. Thomas! entschließet Euch, bey mir zu bleiben, bis ich noch einige Jahre älter werde; ich über-

lasse Euch dann meine Schlossergerechtigkeit, und Ihr sollt Meister werden; denn wir brauchen hier nicht nur gute Handwerker, d. i. Männer, die ihre Arbeit wohl verstehen, und zu treiben wissen; wir brauchen auch Leute, die sich gut aufführen." —

Man wird nie so gut, daß man nicht noch besser werden könnte; und Niemand ist gut, der sich nicht ernstlich bemüht, immer noch besser zu werden.

9. Glück und Glückseligkeit ist nicht eines und dasselbe.

„Wie Einem doch so Alles nach der Quere gehen kann," sagte Isidor eines Tages. „Herr Pfarrer! Sie kennen mich; ich bin gewiß der Mann, der lebet und leben läßt. Dieß sagen mir (ich will mich nicht rühmen) alle Leute nach. Ich arbeite und bethe; ich komme mit der ganzen Gemeinde gut aus, und gebe meinem Nachbar den letzten Bissen Brod vom Munde weg, wenn ich sehe, daß er hungriger ist, als ich. Ach! und doch habe ich Unglück über Unglück, und es will mir nichts recht von Statten gehen, ich mag angreifen, was ich will. Sie haben am letzten Sonntage geprediget, daß der Tugendhafte glücklich ist. Reden Sie, wie es Ihnen um's Herz ist, und sagen Sie, ob ich glücklich

bin." — „Nachbar Isidor!" erwiederte der Pfarrer, „meinet Ihr, daß Ihr der gute Christ, der brave Mann seyn würdet, der Ihr jetzt wirklich seyd, wenn Ihr glücklich wäret, d. h., wenn es Euch wohl ginge? — Ich kenne Leute, die brav waren, so lange es ihnen übel ging, sie sind aber böse geworden, sobald sie zu guten Tagen kamen. — Würdet Ihr z. B. so fleißig arbeiten, wenn Ihr reich wäret? — Würdet Ihr so sparsam seyn, wenn Euch nicht jeder Kreuzer so viel Schweiß kostete? Würdet Ihr Euch jemals so viele Mühe geben, und stets nachsinnen, wie Ihr Felder und Wiesen verbessern könnet, daß sie Euch mehr eintragen? — Hieltet Ihr eure Kinder so nachdrücklich und ernstlich zu allem Guten an, wenn Euch die gebratenen Vögel zum Fenster hineinflögen? — Würdet Ihr Mitleiden mit Euerm nothleidenden Mitmenschen haben, wenn Ihr nicht aus eigener Erfahrung wüßtet, wie wehe es thut, wenn einen der Schuh drücket? — Würdet Ihr Euch mit Euren Nachbarn so wohl und friedlich betragen, wenn Ihr nicht ihrer Hülfe bedürftet? — Dächtet Ihr so oft an Gott, wenn Euch bey Eurem Hauswesen immer Alles nach Wunsche ginge? — Kurz, machet Euch das Elend oder das Unglück (wie Ihr es zu nennen beliebet) nicht verständiger und besser? Greifet Ihr es nicht gleichsam mit Händen, daß Ihr ein besserer Mensch werdet, wenn es Euch

hier übel geht? — Nun, Isidor! ein besserer Mensch ist auf dem Wege, in einen Ort zu kommen, in welchem es ihm immer, immer wohlgehen wird, oder, was eines ist, glückselig zu werden. — Ich sagte in der Predigt nicht, daß der Tugendhafte glücklich ist; ich sagte, daß er glückselig seyn werde. Zwischen dem Glücke und der Glückseligkeit ist ein Unterschied. Wem es in dieser Welt wohlgeht, der ist glücklich. Der Mensch ist aber nicht hier, daß es ihm wohlgehe; sondern daß er das Gute kennen lerne, es ausübe, und sich dadurch den Himmel verdiene." —

„Aber wenn ich kein besserer Mensch werde?" sagte Isidor. „So seyd ihr selbst daran Schuld," antwortete der Pfarrer. Isidor sah ihm bedachtsam in's Auge; seine Wangen überzog eine Röthe; er wollte reden, und — konnte nicht. — Endlich sagte er: „Mir ist nun, als wenn mir ein Stein vom Herzen gehoben wäre. Es gehe, wie es gehe — ich will gescheidter und besser werden." —

10. Nur der Anfang ist schwer.

Junge Leute haben gewöhnlich eine starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen. So war es auch bey Simon.

Obgleich er es wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und er auch bisher öfter schon den Vorsatz faßte; diesen Fehler zu verbessern; so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden. Nun war es im Sommer, und er wachte einmal des Morgens um fünf Uhr auf. Plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: „Einmal muß ich doch den Anfang machen!“

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper: so stark empörte sich seine Trägheit dagegen!

Er zog sich indeß geschwind an; allein während des Anziehens war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hineinlegen sollte. Ein paar Mal war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angezogen hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich zur Schule vor, indem er etwas auswendig lernte, und eine Aufgabe verfertigte. Mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm Alles weit besser von Statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz besonders mit ihm zufrieden, und seine Ältern, welche

dieses hörten, hatten große Freude. Er selbst war heiter und vergnügt: es war ihm, als hätte er ein neues Leben angefangen. Da dachte er bey sich selbst: Belohnt sich die kleine Selbstüberwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen; o, so wäre ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ich's nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's, und mit jedem Morgen ward es ihm leichter, eben so frühe aufzustehen. Endlich wurde es ihm sogar zur Gewohnheit, so, daß er niemals länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

So geht es mit Allem, was uns Anfangs sauer wird. Nur frisch daran; nur einige Male sich gezwungen; und gewiß, es wird mit jedem Tage leichter — es wird uns endlich zum Vergnügen werden!

11. Verstand und Fleiß sind gar oft mehr werth, als ein vornehmes Herkommen.

Ein Edelmann, der auch ein Freund der Kinder war, und auf dem Lande wohnte, kam bisweilen in die Schule seines Dorfes, und erkundigte sich nach dem Fleiße und nach der Aufführung der Kinder. Ein kleiner Knabe, mit Namen Johann, zog vorzüglich seine Augen auf sich; denn er war ungemein fleißig und

sittsam, und beantwortete die Fragen, die der Schullehrer an ihn stellte, sehr gut. Dieß gefiel dem Edelmanne so wohl, daß er sich entschloß, ihn mit seinem Sohne erziehen, und von dem Hofmeister, den er für jenen hielt, unterrichten zu lassen. Sein Vater, ein armer Zimmermann war damit sehr wohl zufrieden; denn er hatte viele Kinder, und konnte bey all seiner Mühe kaum so viel erwerben, als sie nöthig hatten.

Bey dem Unterrichte betrugen sich nun die beyden Knaben sehr verschieden. Junker Karl gab sich nicht die geringste Mühe etwas zu lernen. Wenn ihm der Hofmeister dieses oder jenes verwies, so pflegte er dann immer zu sagen: „Was habe ich denn nöthig, mir über den Büchern den Kopf zu zerbrechen? Ich bin ja ein Edelmann! Mein Stand gibt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüßiges Einkommen. Wenn ich reiten und jagen, und meinen Namen schreiben kann; so habe ich genug gelernt.“ — Den armen Johann verachtete er, hieß ihn einen dummen Bauernknaben, und konnte nur durch vieles Zureden dahin gebracht werden, daß er sich neben ihn setzte.

Je mehr aber Johann verachtet wurde, desto mehr Mühe gab er sich, immer verständiger zu werden. Er merkte auf Alles, was ihm der Hofmeister sagte, las gern und fleißig in Bü-

chern, und wenn er etwas nicht verstand, so bath er ihn, daß er es ihm erklären möchte.

So wurde Johann von Jahr zu Jahr einsichtsvoller und verständiger; Karl hingegen blieb ungeschickt und dumm.

Mit der Zeit ging der Vater mit Tode ab, und Karl übernahm die schönen Güter, die ihm derselbe hinterlassen hatte. Weil er aber keinen Verstand besaß; so wußte er auch nicht, was er damit anfangen sollte; denn er hatte nie darauf Acht gegeben und gelernet, wie man eine Haushaltung führen müsse. Da er sich selbst überlassen war; so gerieth er in liederliche Gesellschaft. Seine Einkünfte reichten nicht mehr zu, seinen großen Aufwand zu bestreiten; er mußte Schulden machen, die am Ende so stark wurden, daß ihm die Gläubiger alle seine Güter wegnahmen. Da war er nun zwar der Edelmann; aber ein Edelmann ohne Ehre und ohne Brod. Eine Zeitlang besuchte er die benachbarten Edelleute, und aß und trank mit ihnen; diese wurden seiner auch bald überdrüßig, und ließen ihn abweisen, wenn er sich meldete. So wurde er ein — Bettler.

Johann brachte es durch seinen Verstand und durch Fleiß und Geschicklichkeit so weit, daß ihn jedermann liebte und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Verwaltersstelle, dabey er

sich so viel erwarb, daß er einen Acker kaufen, und ein Haus bauen konnte. Und doch behielt er noch so viel übrig, daß er im Stande war, dem unglücklichen Karl monathlich 10 fl. Almosen zu geben.

12. Lerne Gutes, und thu Gutes, wenn es dich auch schwer ankommt.

„Aber wann sehen wir denn nun alle die anmuthigen Auen, die grünen Wiesen und die silbernen Bäche, die sich blinkend zwischen durch schlängeln: die blühenden Gebüsche, welche die Ufer beschatten, und die unzähligen Dörfer, und die herrliche Stadt mit ihren glänzenden Thürmen in der Ferne, welches Sie uns Alles zu zeigen versprochen haben?"

So fragten zwey Knaben ihren Lehrer, als er sie einen hohen Berg hinaufführte, sie das Vergnügen einer weiten Aussicht genießen zu lassen. „Wir können nicht mehr steigen; wir sind müde!" klagten sie und ächzten.

Der Lehrer antwortete: „Nicht eher, meine Lieben! werdet ihr alle diese Herrlichkeiten sehen, als bis ihr die Höhe des Berges erreicht habt. Stellet euch unterdessen im voraus all das Schöne vor, welches euch offenbar werden wird; so werdet ihr bey diesen erfreulichen Gedanken der

Länge des Weges und der Mühe des Steigens halb vergessen."

Und die Knaben thaten das, was der Lehrer sagte, und vergassen darüber die Beschwerden des Hinaufsteigens zur Hälfte. — Nur noch einen Schritt! da standen sie auf dem Gipfel des Berges, und alles Entzückende lag vor ihren Augen ausgebreitet. — Sie konnten vor Freude und Erstaunen keine Worte finden.

Endlich rief Einer derselben aus: „Ich bin nicht mehr müde!" Und der Andere: „Führen Sie uns doch bald wieder auf einen solchen Berg; Sie sollen nie wieder unterwegs eine Klage von uns hören."

Da antwortete der Lehrer den Knaben: „Diesen Gedanken, diesen Vorsatz behaltet, so lange ihr lebt. Wenn ich zur Vollbringung guter Thaten, zur Erlernung nützlicher Kenntnisse euch ermuntere und anleite, und es euch zuweilen sauer wird, im Guten standhaft auszuharren; so denkt: „Der Lehrer führt uns auf einen Berg, von welchem aus es eine herrliche Aussicht geben wird, — eine Aussicht, herrlicher als diese, nämlich die Aussicht in ein Leben voll Ehre, voll leichter und glücklicher Thätigkeit, voll innerer unaussprechlicher Wonne. — Das bedenkt, meine Kinder! und alle Mühe wird leicht, ja, nicht selten wird sie ganz vergessen werden." —

13. Zum Lernen ist es nie zu spät.

Rosine war herangewachsen, ohne Gott und seinen Willen in Jesu Lehre gehörig kennen gelernt zu haben. Ihre Ältern hatte sie früh verloren, und die Leute, bey welchen sie nachher lebte, wollten nur immer, daß sie für sie arbeiten sollte. Freylich war es gut, daß sie das Kind frühzeitig zur Arbeit und Thätigkeit gewöhnten; aber sie hätten es auch in die Schule schicken sollen, damit es Gott und dessen Willen besser kennen, und in manchem Guten unterrichtet werden möchte.

Das arme Mädchen fühlte seine Unwissenheit, und schämte sich, so unwissend geblieben zu seyn. Es wünschte herzlich, in die Schule gehen zu können.

Zu ihrem Glücke kam Rosina zu anderen Leuten in den Dienst. Da diese bald die Unwissenheit und das Verlangen des Mädchens, Unterricht zu erhalten, gemerkt hatten; so suchten sie es nicht nur selbst zu belehren, indem sie oft von Gott und von göttlichen Dingen mit ihm redeten; sondern schickten es auch wochentlich einige Stunden in die Schule, und an Sonntagen erlaubten sie ihm, die Feyertagsschule zu besuchen, ob es gleich den Dienst einer Kinderwärterinn zu versehen hatte.

Da zeigte sich nun bald die Fähigkeit der lernbegierigen Rosina. Sie hohlte durch ihren

unermüdeten Fleiß das Versäumte ziemlich nach, und freute sich, ordentlich lesen, schreiben und rechnen gelernet, und sich auch viele Kenntnisse aus der Religions- und Sittenlehre gesammelt zu haben. Am meisten gereichte ihr aber dieß zur Ehre, daß sie sich redlich bemühte, alles zu thun, was sie als Gottes Willen kennen gelernt hatte.

14. Gesund und frisch seyn, ist besser, als reich seyn.

Müde von der Arbeit saß einst der Taglöhner Stephan an der Thür eines Gasthofes, und verzehrte bey einem Krüglein Bier sein trockenes Brod. Da kam ein Mann in einem prächtigen Wagen daher gefahren, hielt vor dem Gasthofe still, und ließ sich Wein und ein Stück Braten reichen, ohne aus dem Wagen zu steigen. Stephan sah ihm mißvergnügt zu, und dachte: „Wer es doch auch so gut haben könnte!" — Der Mann merkte ihm seine Unzufriedenheit an der Miene an, und sagte: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Das versteht sich," antwortete Stephan, ohne sich lange zu besinnen.

Indeß befahl der Mann seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Welch ein Anblick! Seine Füße waren gelähmt;

er konnte nicht stehen, sondern mußte sich auf Krücken stützen. „Nun, hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“ fragte er. „Nein! nein!“ gab der erschrockene Taglöhner zur Antwort; „meine beyden gesunden Füße sind mir lieber, als alles Geld. Lieber will ich schwarzes Brod essen, als Wein und Braten haben, mich wie ein Kind heben und führen lassen, und wohl noch auch Schmerzen leiden.“ — „Du hast Recht, rief der Mann; könntest du mir deine gesunden Füße geben, du solltest meinen Wagen, meine Pferde und all mein Geld dafür haben. Gesund seyn ist besser, als reich seyn.“ Ein gesunder armer Mensch ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.

15. Wer in die Hitze trinkt, trinkt sich den Tod hinein.

Niklas hatte einen Vater, der ihn in allem Guten unterrichtete, und nichts mehr wünschte, als daß aus dem Knaben ein braver Mann werden möchte. Aber Niklas war viel zu flatterhaft, als daß er auf die Lehren seines Vaters hätte merken und sie befolgen sollen.

Unter Anderem erinnerte ihn der Vater öfters, daß, wenn er sich stark erhitzt habe, er ja nicht sogleich trinken soll. Niklas hörte es, drehte sich um, und vergaß es wieder.

Nun geschah es, daß er an einem heißen Sommer-Nachmittage mit einigen seiner Gespielen nahe bey einem Hause, hinter welchem ein Brunnen war, ein sehr lärmendes Spiel vornahm. Er hatte sich dadurch so erhitzt, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn rann, und er vor Durst lechzte. Ohne vorher im mindesten auszuruhen, lief er sogleich zum Brunnen und trank hastig hinein. Ach! das bekam ihm sehr übel. Wenige Augenblicke darnach überfiel ihn ein so heftiger Frost, daß ihm die Zähne klapperten. Er zog seine Kleider an; das half ihm aber nichts. Traurig ging er von seinen Kameraden weg nach Hause, und legte sich zu Bette.

Des andern Tages stand er zwar wieder auf; aber er war bleich und kraftlos, welches seinen Ältern großen Kummer verursachte. So schlich er einige Wochen umher. Er verlor die Lust zum Lernen; nichts freute ihn mehr; er wurde verdrießlich, und von Tage zu Tage elender. Ein heftiges Stechen in der Brust und ein peinlicher Husten quälten ihn ohne Aufhören.

Der Vater fragte den Arzt um Rath. Dieser gab ihm einen schlechten Trost. „Ihr Sohn, sagte er, muß einen Trunk in der Hitze gethan haben, und ich besorge, er wird die Schwindsucht bekommen." — Wirklich bekam er sie. Alle

Hülfe des Arztes war vergebens. Niklas war dem Tode nahe. Die Reue peinigte ihn. „Ich muß sterben," jammerte er. „Aber, ach! gern wollte ich sterben, wenn ich nur nicht selbst die Ursache meines frühen Todes wäre! Ach! ach! ich habe mich selbst um's Leben gebracht, weil ich meinem lieben Vater nicht gehorchen wollte." — Die Reue war zu spät. Niklas mußte unter großen Schmerzen seinen Geist aufgeben. Noch vor seinem Hinscheiden bath er seinen Vater mit Thränen im Auge, er möchte es doch allen Kindern sagen, „ein schneller Trunk habe ihn in's Grab gebracht."

16. Gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen.

Ein Lehrer kehrte einmal mit einigen seiner Schüler, die er zur Ärntezeit auf das Land hinausgeführt hatte, damit sie sähen, wie der Bauersmann im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwirbt, und von demselben Fleiß und Arbeitsamkeit lerneten, des Abends in die Stadt zurück. Die Kinder dankten ihm herzlich für das Vergnügen, das er ihnen gemacht hatte, und gaben ihm von allem Rechenschaft, was sie überall gesehen und bemerkt hatten.

„Geben Sie doch einem armen, elenden Menschen einen Pfennig!" So rief eine Stimme

hinter einem alten Baume hervor, und unterbrach ihr Gespräch. — Der Lehrer wandte sich nach der Seite, wo die Stimme herkam; und, sieh! da saß ein Mann mit blassem Gesichte, der den rechten Arm verloren hatte, und mit der linken Hand den Hut hielt, um ein kleines Almosen zu empfangen.

„Um Gottes willen!“ sagte der Lehrer, „wie seyd Ihr zu dem Unglücke gekommen?“

„Ach! mein lieber Herr!“ antwortete der arme Mann, „ich erschrecke, so oft ich diese Frage höre; denn an meinem Unglücke ist niemand Schuld, als — ich allein. Ich bin so gesund und gerade auf die Welt gekommen, als Sie; aber da ich jung war, war ich gar ein leichtfertiges verwegenes Kind. Ich kletterte gern, und sprang über Stühle und Bänke, und manchmal wohl gar eine halbe Treppe hinunter. „„Kind! Kind! sagte mein Vater und meine Mutter oft, klettere und spring nicht immer!““ — Aber ach! ich folgte nicht! O, hätte ich doch gefolgt; da würde ich jetzt ein ganz anderer Mann seyn!“

„Einmal stieg ich, meiner Gewohnheit nach, auf den Tisch, und wollte von demselben herunterspringen; aber da ich dem Rande desselben nahe kam, schlug der Tisch um; ich stürzte herunter, der Tisch über mich, und mein rechter

Arm — ach! lieber Gott! der war ganz zerbrochen. Auf mein Geschrey kamen meine Ältern mir zu Hülfe. Man hohlte einen Chirurgus, der mich verbinden mußte. Drey Wochen hat er mich gemartert und an mir geschnitten, und einen Splitter nach dem andern aus dem Arme heraus genommen. Endlich ward der ganze Arm schwarz, und so mußte er ihn dann abschneiden. O weh, das war ein Schmerz! Hernach nahm er ein glühendes Eisen, und brannte mich damit, daß ich nicht verbluten sollte. So wurde ich ein Krüppel und ein Bettler! Ach! gesunde Glieder sind mit keinem Gelde zu bezahlen!" —

Der Lehrer war sehr gerührt. Er gab dem Manne ein Stück Geld, ging mit den Kindern fort, und dachte in der Stille darüber nach, wie unglücklich und elend sich oft die Menschen selber machen. Nach langem Schweigen sagte er endlich: „Liebe Kinder! vergesset den heutigen Tag nie; ihr habt an demselben viel lernen können!"

17. Gib dich nicht leichtsinnig in Gefahr.

Weit und breit herum war Veit unter dem Namen Wagehals bekannt, und dieß, obwohl er auch kaum fünfzehn Jahre alt war, mit allem Rechte. Alle seine Gespielen, die dasjenige vermieden, was sie als gefährlich kennen lernten, oder was ihnen verständige Ältern und

Lehrer als gefahrbringend vorgestellt hatten, hieß er feige Memmen. Er selbst aber hatte keinen Zeitvertreib so lieb, als denjenigen, wobey es etwas zu wagen gab.

Sah er irgendwo eine Leiter stehen, so mußte er hinauf, wenn er auch gleich nicht wußte, ob sie sicher war und fest stand. Ein paar Nüsse zu kriegen, wagte er sich auf die schlankesten und dünnesten Äste der Bäume, und dieß gemeiniglich, wenn kein Erwachsener dabey war. — Wo ein Absatz von fünf bis sechs Stufen war, da wollte er allezeit darüber springen.

Er hatte zwar schon manchen kleinen Schaden genommen, und war wegen seiner kindischen Verwegenheit von seinen Ältern oft bestraft worden. Allein der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht; Veit besserte sich nicht, ehe er nicht durch folgenden Schaden, leider! zu spät klug geworden war.

Einst sprang er auf Balken herum, die neben einander abgesondert auf dem Wasser lagen. Er trat fehl, fiel, brach das Bein, und blieb, mit dem Arme sich anhaltend, zwischen zwey Bäumen, mit dem Unterleibe im eiskalten Wasser, eine Zeitlang hangen, bis dem Jammernden gleichwohl jemand zu Hülfe kam.

Er wurde zwar mit genauer Noth gerettet; aber das Bein wurde nach Erduldung der größ-

ten Schmerzen übel geheilt, und durch außerordentliche Erkältung hatte er sich ein zehrendes Fieber zugezogen. Als ein Krüppel und kränklicher Jüngling erreichte er sein zwanzigstes Jahr, und starb, von Niemanden bedauert, eines elenden Todes.

18. Vorgethan und nachgedacht, hat Manchen in großes Leid gebracht.

Wohl nirgends fand man einen wildern und rohern Buben, als Franz es war. Wo es etwas zu springen und zu laufen gab; da war er gewiß der erste und heftigste, aber immer so unvorsichtig und unklug, daß er nie bedachte, was er that, oder ob es ihm schädlich seyn könnte. Oft sagten seine Ältern zu ihm: Franz! Franz! sey doch vorsichtiger, und lerne dich mäßigen! Glaub' es, du wirst gewiß einmal unglücklich, wenn du dich nicht mäßigen lernest, und immer so unbedachtsam springst und rennst. Durch den kleinsten Unfall kann man Zeitlebens elend werden, wenn man nicht vorsichtig genug ist.

Franz hörte dergleichen Erinnerungen an, ohne daß er sie, wie es seine Pflicht gewesen wäre, genug zu Herzen genommen hätte. „O,“ dachte er, „das wird so viel nicht zu bedeuten haben. Ich habe ja noch niemals Schaden genommen.

Wenn ich auch einmal falle; was schadet's? Es vergeht ja bald wieder; sey es, daß es auch ein wenig wehe thut!"

Eines Tages war Franz mit mehreren Kindern auf einer Wiese, durch welche ein Bächlein floß, und hatte sich durch vieles Herumlaufen schon sehr erhitzt. — „Kommt! rief er, wir wollen über das Bächlein springen!" — Ohne ihre Antwort abzuwarten, lief er, sprang, und fiel hinein.

Die Kinder erhoben ein Jammergeschrey. Es kamen einige Menschen herbey, Franz zu retten, der aber wie todt war; denn der Schrecken und die plötzliche Erkältung hatten ihm alle Glieder gelähmt.

Wie erschraken die Ältern, als Franz in diesem Zustande nach Hause getragen wurde! — „Ach! wir unglücklichen Ältern! jammerten sie; haben wir das an dir erleben müssen?" —

Man hohlte einen Arzt: und Franz ward ausgezogen und zu Bette gebracht. Man that Alles, was nur möglich war; den unglücklichen Knaben wieder gesund zu machen; aber vergebens. Er blieb am ganzen Leibe gelähmt, und konnte weder Hand noch Fuß bewegen; er war nicht einmal im Stande zu essen und zu trinken, wenn ihm nicht Jemand Speise und Tränk darreichte. — Den Ältern brach das Herz, wenn

sie ihn nur ansahen. „Ach Gott!“ seufzten sie oft, „er kann in seinem ganzen Leben keine wahre Freude mehr haben; er kann nichts lernen, und wird sich und Andern zur Plage seyn.“ — Franz fühlte sein Elend nicht weniger. — „O,“ sagte er gar oft zu sich selber, „an all meinem Unglücke ist niemand Schuld, als ich allein. Wäre ich doch nicht so wild und unvorsichtig gewesen!“ —

Bald darauf starben seine Ältern. Jetzt fing erst sein Elend recht an. Er mußte unter fremde Leute, die sich aber oft den ganzen Tag nicht um ihn bekümmerten, indem sie außer dem Hause Geschäfte hatten, durch welche sie ihr Brod verdienen mußten. Da saß er nun oft viele Stunden allein in der Stube, ohne Essen und Trinken; niemand war da, mit dem er sprechen konnte; denn jedermann ging seiner Arbeit nach; nicht einmal die Fliegen konnte er sich abwehren, wenn sie sich ihm auf Stirn und Augen setzten und ihn stachen; nicht einen Schweißtropfen konnte er sich abtrocknen, und die Zeit ward ihm unsäglich lang. Da weinte Franz oft bittere Thränen; aber die Reue war zu spät. —

19. So geht's, wenn man unordentlich ist!

Anton war ein vortrefflicher Junge; freundlich und gefällig gegen jedermann, seinen

Ältern folgsam, und in der Schule fleißig und aufmerksam auf jedes Wort des Lehrers. Nur den Fehler hatte er an sich, daß er in allen seinen Sachen, besonders in der Kleidung, sehr unordentlich war.

Öfters hatte man ihn deßwegen getadelt, und dieser Tadel that ihm bisweilen so wehe, daß er bittere Thränen darüber vergoß; allein er fiel immer wieder in die alten Fehler zurück, weil ihm die Unordentlichkeit schon zu sehr zur Gewohnheit geworden war. Dafür mußte er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Geschwistern schon lange versprochen, einmal mit ihnen eine kleine Fußreise auf ein benachbartes herrschaftliches Schloß zu machen.

„Heute ist das Wetter schön,“ hieß es auf einmal; „wir wollen uns reisefertig machen!“ — Alle frohlocken, und jedes eilte, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken.

Alle waren bereit; aber wie erschrak der Vater, als ihm Anton in die Augen fiel, und er den liederlichen Anzug bemerkte, in welchem der Knabe vor ihm da stand! Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuhe hinunter; das Beinkleid hatte einige Löcher; die Weste war voll Dinten- und Schmutzflecken, und an dem Rocke fehlte die Hälfte Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich. Würde nicht jedermann geglaubt haben, der Vater eines so unordentlichen Knaben müsse gleichfalls sehr unordentlich seyn, weil er diesen Fehler an seinem Sohne leide? Dieser böse Name würde seiner Ehre sehr nachtheilig geworden seyn.

Nun hatte Anton zwar noch ein anderes Kleid; aber unglücklicher Weise war dasselbe eben bey dem Schneider, weil er es kurz zuvor auch so übel zugerichtet hatte. Was geschah also? Die Geschwister, deren Kleidung und Wäsche ganz und rein waren, durften mit dem Vater gehen; der arme Anton hingegen, der sich unter allen am meisten auf die Reise gefreut hatte, mußte zu Hause bleiben.

Er hatte jetzt Zeit genug, über seinen Fehler nachzudenken, und nahm sich von diesem Augenblicke an vor, der Ordnung und Reinlichkeit sich zu befleißen. Diesen Vorsatz hielt er so getreu, daß er nachher es nicht nur seinen Geschwistern gleich gethan, sondern sie gar noch übertroffen hat.

20. Müßiggang macht keine Freude.

Gottlieb war schon von Kindheit an zur Arbeit angehalten worden. Nie hatten es seine Ältern gelitten, daß er ganze Tage lang müßig

seyn durfte. — Da er älter wurde, und sich selbst sein Brod verdienen mußte, ward ihm keine Arbeit zu schwer. Wenn andere Leute klagten, daß sie so viel zu thun hätten, und daß sie mit ihren Arbeiten nicht fertig werden könnten; so wunderte er sich darüber; denn er meinte, man könne immerfort mit Allem fertig werden, wenn man nur Lust und guten Willen habe, und dabey gesund sey. „Ich stehe alsdann, sagte er, eine Stunde früher auf, sehe mich nicht viel bey der Arbeit um, und bekümmere mich nicht um Dinge, die mich nicht angehen, und bey der Arbeit doch nur aufhalten. Und da werde ich immer zu rechter Zeit fertig! O und wie schön ist es dann am Abend, wenn man mit allen seinen Arbeiten fertig ist! Das Essen schmeckt einem noch einmal so gut, und der Schlaf wird viel süßer, als wenn man den ganzen Tag verträumt und vertändelt hat.“ —

So machte es Gottlieb fort und fort. Er war Anfangs sehr arm gewesen; denn seine Ältern hinterließen ihm keinen Kreuzer Geld; aber durch seine Arbeitsamkeit hatte er sich nach und nach ein hübsches Vermögen erworben, und war beynahe reich geworden.

„Aber warum arbeiten Sie denn noch?“ fragten ihn zuweilen manche unverständige Menschen. „Sie haben ja Geld; sie könnten ohne=

dieß wohl leben." — „Ihr wunderlichen Leute, sagte er dann, das wäre ein schlechtes Leben, da würde mir Zeit und Weile lange werden; ich würde nicht wissen, was ich anfangen sollte, und daher immer mürrisch und verdrießlich seyn. — Nein, lieber will ich arbeiten, so viel ich kann. Wenn man dann eine Stunde frey hat, und sich ein Vergnügen macht; so ist es tausendmal angenehmer, als wenn man eine ganze Woche im Müßiggange zugebracht, und man am Sonntage denken muß, daß man diesen Ruhetag nicht verdienet habe. Es wäre auch schlecht von mir, wenn ich nicht arbeiten wollte; ich bin ja gesund, und habe Kräfte dazu. Müßiggang macht keine Freude."

21. Junge Müßiggänger, alte Bettler.

Wendelin und Andreas waren zwey Brüder, die auf sehr verschiedenen Wegen wandelten.

Wendelin war immer träge und verdrossen zu allem, was er lernen oder thun sollte. Gab ihm der Vater oder der Lehrer eine kleine Arbeit auf, da gähnte er, und dehnte und streckte sich einige Male, und erst dann ging's, aber auch noch so langsam und schleppend, daß es nicht auszustehen war. Alles schien ihm zu schwer und zu mühsam, und wenn etwas nicht ausdrück-

lich befohlen wurde, so that er es gewiß nicht. Lieber saß er Stunden lang auf einer Stelle, und verträumte seine Zeit. Er blieb unwissend und dumm; denn was sollte der Faule und Träge anders seyn?

Andreas hingegen, sein jüngerer Bruder, war ein thätiger, munterer Junge. Er lernte gern alles Gute, Nützliche und Schöne, und arbeitete mit Lust, was ihm aufgegeben ward. Auch außer der Schulzeit las und schrieb und rechnete und lernte er, ohne daß ihn jemand dazu anhalten durfte. Und so mußte er denn auch einsichtsvoller und geschickter werden, als der träge Wendelin.

Als Wendelin älter ward, und nun selber für sein Fortkommen sorgen sollte; ach, da wollte es nirgends recht vorwärts mit ihm! Weil er nichts gelernet hatte; so war er auch zu keiner Sache zu gebrauchen. Nicht einmal zu den geringsten Arbeiten wollte ihn jemand haben, weil er nichts vom Flecke brachte. Er sah es jetzt freylich wohl ein, daß er schon in seinen Knabenjahren hätte fleißig seyn und lernen sollen, wenn er einmal in der Welt sein gutes Fortkommen finden wollte, und er schämte sich nun auch, daß er so unwissend und träge war; aber was half das? — Wenn er sich auch ein oder das andere Mal anstrengen und fleißiger seyn wollte; so wurde es

ihm doch bald zu schwer, weil er sich von Jugend auf nicht daran gewöhnt hatte. Er wußte am Ende nicht mehr, womit er sein Brod verdienen sollte, und zog in der weiten Welt herum.

Ganz anders ging es seinem Bruder Andreas. O der war überall beliebt, wo er nur hinkam! Man stellte ihn gern zu allen Arbeiten und Geschäften, welche Geschicklichkeit und Fleiß erforderten. Er verdiente sich immer mehr, als er brauchte, und bekam mit der Zeit in einer großen Stadt ein sehr ansehnliches Amt, wo er vielen Menschen nützen, und sich selbst ein Vermögen erwerben konnte.

Da kam nun einst ein Bettler zu ihm, der ihn um ein Almosen bath. „Das Gesicht ist mir ja bekannt!“ dachte sich Andreas. Er fragte den Mann, wo er her sey, und wie er heiße. — Wie erschrak Andreas, als er erfuhr, daß es sein Bruder Wendelin sey!

Andreas nahm den unglücklichen Bruder zu sich, und versah ihn mit allem Nöthigen; denn Wendelin war ganz zerrissen an Kleidern, und die Unreinlichkeit und der Hunger hatten ihn fast krank gemacht. Sein Bruder freute sich, ihm in einem solchen Elende helfen zu können; denn ohne ihn hätte Wendelin als ein Bettler sterben müssen.

22. Wer weiß, wozu es gut ist!

„Wozu es so feuchtkalte, stürmische Witterung seyn mag, da nun der liebe Frühling herrschen sollte, und wir im Freyen spielen und jauchzen!“ —

So klagten drey Knaben, die von dem Anger zurück kamen, und sich in die halb erfrornen Hände bliesen.

„Ihr brechet doch gern Obst von den grünen Bäumen, und freuet euch, wenn aus dem weißen, süßen Waizenmehl wohlschmeckende Kuchen bereitet werden?“ antwortete fragend ein Greis, als er die Rede der Knaben hörte.

Sie versetzten: „Allerdings, ehrwürdiger Mann! Aber was haben die süßen Früchte und die schönen Waizenähren mit dieser feuchtkalten, stürmischen Witterung zu schaffen?“ — Der Greis entgegnete: „Sie eben hindert das Ungeziefer, die Tragknospen zu zernagen, und die Keime und Sprossen zu verderben.“ — „Wenn das ist,“ antworteten die Knaben, „so wollen wir diese trübseligen Tage noch gern und geduldig eine Weile tragen.“ —

„Diesem Vorsatze bleibt getreu, meine Kinder!“ rief der Greis aus; „bleibt ihm besonders auch dann getreu, wenn euch in eurem Leben widerwärtige Schicksale übereilen; wenn euch Krank-

heiten überfallen! wenn ihr Hunger und Durst erdulden müsset; wenn euch die Entfernung von den Eurigen manche Entbehrung, manchen Schmerz aufleget; wenn euch fremde Menschen nicht so freundlich zusprechen und zur Hand sind, wie daheim Vater und Mutter und Geschwister. Solche Tage tödten das gefährlichste unter allem Ungeziefer, dasjenige, welches am Herzen naget; welches die Glückseligkeit künftiger Tage im voraus verdirbt; tödten die böse Lust, eure Gesundheit unbesonnen auf's Spiel zu setzen, eure Kräfte zu überbiethen oder schlecht anzuwenden, Süßes für den Körper zu genießen, was bitter ist für die Seele, andere Menschen mit Geringschätzung anzusehen und zu behandeln, und des Dankes und der Ehrfurcht gegen Gott zu vergessen. — Alles dieses Ungeziefer am Herzen, alle diese schädlichen Gedanken und Neigungen werden ertödtet durch die traurigen und trübseligen Tage der Widerwärtigkeiten. Darum ertraget sie gern und geduldig jetzt im Frühlinge eures Lebens, wie ihr versprochen habt; daß ihr die feuchtkalte, stürmische Witterung dieses unfreundlichen Lenzmonaths ertragen wollet, weil ihr wisset, daß euch dadurch die süßen Früchte und die schönen Waizenähren erhalten werden." —

23. Man muß sich etwas versagen können.

So lernbegierig, fleißig und brav Wolfgang auch war; so hatte er doch den Fehler an sich, daß er immer sehr unzufrieden war, und weinte, wenn er irgend etwas entbehren mußte, das ihm lieb war. Und doch ist es nun einmal so in der Welt, daß wir oft etwas wünschen, und es doch nicht bekommen; oft etwas Angenehmes besitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird. Es ist daher sehr nöthig, daß man sich schon in der Jugend übe, so viel Gewalt über sich selbst zu gewinnen, eine Sache, die man lieb hat, zu entbehren, sobald es seyn muß.

Eines Tages geberdete sich Wolfgang äußerst ungestüm, als es ihm sein Vater nicht erlaubte, auf's Land in einen Garten zu gehen, wo sich einige seiner Mitschüler versammelt hatten, eine Unterhaltung zu genießen.

„Wolfgang!“ sagte der Vater, „es ist ein Glück für dich, wenn du dich schon bey Zeiten daran gewöhnest, dir ein Vergnügen zu versagen, ehe es dir zur Gewohnheit geworden ist, dasselbe zu genießen. Du bewahrest dich dadurch vor manchem Kummer.“ — Der Knabe fühlte etwas von dem, was ihm der Vater sagte; aber bey weitem nicht Alles.

Vielleicht," sagte der Vater, „kannst du aus einer Geschichte, die ich dir jetzt erzählen will, lernen, wie gut es ist, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen."

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Wärterinn alle Tage mit Naschwerk gefüttert. Es wurde dadurch so sehr an Näschereyen gewöhnt, daß es auch nachher, als es erwachsen war, sich immer darnach sehnte, und sogleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah. Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm gutmeinend rieth, sich bey Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er aber meinte, das hätte so lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen. Endlich kam er wirklich weg aus dem väterlichen Hause zu einem nahen Verwandten, bey dem er sehr streng gehalten wurde, und wo es nichts mehr zu naschen gab. — Was that er nun? Er kaufte sich täglich von seinem Taschengelde Mandeln, Rosinen, Zuckerwerk, Gebackenes u. dgl., bis er keinen Häller Geld mehr hatte. Seine Begierde war indeß immer stärker geworden, und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sie zu zwingen. Um Geld zu bekommen, fing er an, ein Kleidungsstück nach dem andern heimlich zu verkaufen: und da auch dieses Geld verzehret war; so (mich schaudert's, indem ich's erzähle) bestahl er seine Verwandten.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht an den Tag käme? Auch dieses wurde entdeckt, und, um der Schande und Strafe zu entgehen, lief der junge Mensch davon; er floh, und floh, bis er auf ein Schiff kam, das nach Ostindien segelte. So war er zwar der menschlichen Strafe einstweilen entgangen; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter ward von den Wellen verschlungen.

„O das ist schrecklich!“ seufzte Wolfgang. „Ja, wohl schrecklich,“ erwiederte der Vater; „und es kam doch von nichts Anderem her, als, weil sich der Knabe nichts versagen gelernet hatte.“

24. Die Gewohnheit erleichtert uns Alles in der Welt.

Christian und Katharina durften einst mit ihren Ältern in die nahe Hauptstadt fahren, wo diese mancherley Geschäfte zu verrichten hatten, und, um bey Zeiten dort einzutreffen, sich schon um vier Uhr Morgens auf den Weg machten. Die beyden Kinder mußten deßhalb schon um drey Uhr aufstehen.

Es war eben Ärntezeit. Schnitter und Garbenbinderinnen waren mit dem frühen Morgen

in größter Thätigkeit, und die Mäher strichen von Zeit zu Zeit ihre Sensen.

Die Kinder rieben sich die Augen, gähnten und streckten sich, und waren noch ganz schläfrig. „Ach!“ sagten sie, „wie können es nur die Leute auf dem Felde da aushalten!“ — „Das macht Alles die Gewohnheit,“ antwortete der Vater. „Woran man sich frühzeitig gewöhnt, das wird uns nicht sauer. Ihr seht dort Knaben und Mädchen auf dem Felde, die nicht viel älter seyn werden, als ihr; und sie sind alle munter, und helfen bey der Arbeit mit. Sey es, daß sie das vielleicht auch jetzt noch ein wenig hart ankommt; so werden sie es doch durch öftere Übung so gewohnt, daß es ihnen dann nicht einmal einfällt, wie es noch anders seyn könnte.“ —

„O wenn wir doch das auch könnten!“ sagten die Kinder. — „Ey! wenn es damit Ernst ist,“ erwiederte die Mutter; „so kann dazu schon Rath werden; ich will euch wecken lassen. Aber es wird euch Anfangs nicht leicht ankommen.“ — Die Kinder meinten, sie wären doch heute schnell und fertig aufgestanden. Aber die Mutter erklärte ihnen, daß daran die Freude Ursache gewesen sey.

Die Ältern hatten in der Hauptstadt viel zu besorgen, und es ging daher von einer Straße

in die andere. Die Kinder waren überall bey ihnen. Da sie nun wieder in das Haus ihres Vetters zurückkamen, bey welchem sie eingekehrt waren; so setzten sich Christian und Katharina sogleich nieder. — „Ihr kleinen Leute seyd wohl müde?“ fragte sie der Vetter lächelnd. „Recht müde, Herr Vetter!“ antworteten die Kinder. — „Ja, das ist eben kein Wunder,“ fuhr der Vetter fort; „ihr seyd das anhaltende Umhergehen auf den Straßen nicht gewohnt. Aber du, Christian! komm nur zu mir in die Lehre; da sollst du es bald lernen! Bey Kaufleuten gibt es den ganzen Tag etwas zu laufen. Das können die jungen Menschen, die du heute in meinem Laden gesehen hast, besonders gut, obgleich es ihnen im Anfange eben so sonderbar vorkam, als dir heute.“ —

„O wer doch so schlafen könnte, wie der Postknecht da vorn!“ sagten die gähnenden Kinder, als sie am spähten Abend wieder auf dem Rückwege waren. „Er schläft ja da auf seinem Pferde fast so gut, als wir kaum zu Hause in unserem Bette.“ — „Das thut Alles die Gewohnheit,“ antwortete der Vater. „Ein solcher Mensch muß sehr oft des Nachts unterwegs seyn; da lernet sich ja das nach und nach, man weiß selbst nicht, wie. Indessen,“ fuhr der Vater fort, „ist dieß gerade keine gute Gewohnheit; denn der Postknecht und wir könnten da-

durch ein Unglück nehmen. Ich will ein wenig Acht geben.“ — Indem der Vater so redete, stieß der Wagen an einen Stein, und der Postknecht wachte augenblicklich auf, und trieb die Pferde an, schneller zu gehen.

„Vater! kann man sich denn zu allem gewöhnen, wozu man will, ohne daß es Einem nachher sauer wird?“ fragte Katharina. — „Zu sehr Vielem wenigstens,“ antwortete der Vater, „und zu Manchem noch dazu binnen kurzer Zeit; aber man muß in der Jugend schon anfangen: denn in älteren Jahren wird es viel schwerer. Wollet ihr euch demnach etwas Gutes angewöhnen; so thut in euerem jetzigen Alter dazu: je älter man wird, desto schwerer wird es.“ —

25. Rede immer die Wahrheit, und scheue das Lügen.

Eduard log nie. Wenn ihn seine Ältern, oder Vorgesetzten um etwas fragten; so durften sie gewiß seyn, daß er ihnen die Wahrheit sagte, es mochte nun ihn oder seine Kameraden betreffen, die freylich darüber nicht selten mit ihm unzufrieden waren, und ihm Vorwürfe machten.

Einst beging Eduard aus Übereilung einen Fehler, der von schlimmen Folgen hätte seyn können. Er spielte nämlich mit einigen seiner

Mitschüler: diese warfen mit Steinen nach einem Ziele, und Eduard lief aus Scherz dem geschicktesten Werfer in dem Augenblicke, da er werfen wollte, in den Arm, daß er nicht treffen möchte. Er traf auch wirklich nicht; der Stein flog ihm aus der Hand, und einer Frau, die eben vorüberging, an den Arm. Die Frau lief zum Schullehrer, um sich darüber zu beschweren; konnte aber den Thäter nicht erkennen. — „Kinder! wer hat's gethan!“ fragte der Schullehrer. — „Ich,“ antwortete Eduard; „gethan zwar nicht; ich habe den Stein nicht geworfen; ich bin aber einzig und allein daran Schuld, daß der Stein die Frau getroffen hat.“ Und nun erzählte er den ganzen Vorgang.

„Da hast du sehr unrecht gethan,“ sagte der Schullehrer; „du hättest bedenken sollen, daß ein Stein, der einem Anderen aus der Hand fliegen muß, wenn er ihn nicht richtig wirft, großen Schaden thun kann. Der Stein aus der Hand geht durch ein unsicheres Land. Deine Unvorsichtigkeit verdient Strafe, dir und Andern zur Warnung. Deine Strafe sey, daß du eine ganze Woche hindurch die Gesellschaft deiner Spielkameraden nicht mehr besuchest, damit du Zeit habest, darüber nachzudenken, wie man in allen Dingen vorsichtiger werden könne.“

„Du bist ein einfältiger Junge," sagte Ferdinand zu ihm, da sie allein waren. „Warum gibst du dich selber an? du konntest der Strafe entgehen." — „Ja; aber ich würde gelogen haben," erwiederte Eduard, „und ich würde auf uns Allen den Verdacht, vielleicht einer Bosheit, haben ruhen lassen. Der Schullehrer wäre unzufrieden mit uns und betrübt gewesen, und hätte uns Allen auch das unschuldigste Spiel, vielleicht auf eine lange Zeit, untersagen müssen. Nun ist er zufrieden, da er weiß, wer es ist, und wie es zuging; und ihr, ihr könnet spielen. Ich hätte also mit meinem Schweigen eine Ungerechtigkeit gegen euch und gegen unseren Schullehrer begangen."

26. Sey treu und redlich bey einem Pfennig.

Leonhard war zwölf Jahre alt, als er durch den Tod seinen Vater verlor, der bis dahin für seinen Unterhalt und für seine Erziehung, so viel es ihm möglich war, gesorgt hatte. Seine Mutter lebte zwar noch; aber diese konnte gar nichts für ihn thun: denn sie war arm und gebrechlich, und bedurfte selbst der Hülfe anderer Leute.

Indessen verlor Leonhard doch den Muth nicht, und sagte oft zu sich selber: „Ich habe ja

gesunde Glieder, die ich brauchen kann, und in der Schule habe ich mir manche nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Wenn man das hat, und dabey ehrlich und arbeitsam ist; so kann man in der Welt schon fortkommen."

Er nahm also von seiner Mutter Abschied, empfahl sie der Sorgfalt seiner Schwester, und ging fort, ohne eigentlich zu wissen, wohin, um ein Unterkommen für sich zu suchen. Die Mutter wünschte ihm alles Gute, und konnte ihm außer ihrem mütterlichen Segen nichts auf den Weg mitgeben, als — ein Stücklein Brod.

In den ersten Tagen both sich Leonhard hier und da an; aber niemand wollte ihn haben. Am vierten Tage kam er in einen ansehnlichen Marktflecken, und zwar glücklicher Weise in das Haus eines Kürschners, der weder Frau, noch Kinder hatte. Diesem gab er sich als ein armes Kind zu erkennen, und bath ihn, ihn in sein Haus und in seinen Dienst aufzunehmen. „Mein Sohn!" antwortete der Meister, „ich kenne dich nicht. Ich brauche Leute, auf die ich mich verlassen kann, d. i., ehrliche und arbeitsame Leute." —

Leonhard versetzte: „Ich bin ehrlich und arbeitsam, auf mich können Sie sich gewiß verlassen." Den Beweis dieser Aussage trug Leon-

hard im Gesichte; denn die Ehrlichkeit sah ihm aus den Augen heraus.

Der Meister entschloß sich daher, mit dem Knaben einen Versuch zu machen, und in der Folge zeigte es sich auch, daß er sich in seiner Erwartung nicht betrogen hatte; denn Leonhard verrichtete die ihm angewiesenen Arbeiten mit vieler Genauigkeit, that alles, was man ihm auftrug, mit größter Willigkeit, und suchte den Vortheil seines Meisters überall zu befördern, wo er nur konnte. Er war in jeder Hinsicht ein braver Lehrling, und wurde daher auch von dem Meister ungemein geliebt, der ihm bald ein solches Zutrauen schenkte, daß er ihm die Werkstätte überließ, und ihm den Schlüssel zu seiner Stube gab, wenn er ausgehen mußte. Dieß verdroß die Dienstmagd, und sie war von diesem Augenblicke an darauf bedacht, dem Meister allerley Verdacht gegen Leonhard's Ehrlichkeit beyzubringen, und rieth ihm, den Knaben, je eher je lieber, fortzuschaffen.

Der Meister war indessen so vernünftig, daß er der Magd nicht auf's Wort glaubte, sondern er beobachtete und prüfte den Knaben auf alle Weise. Besonders gab er Acht, ob er immer die Wahrheit redete, oder sich bisweilen mit Lügen durchzuhelfen suchte; denn er meinte, daß derjenige, welcher lüge, auch jedes anderen Be-

truges fähig sey. Er fand aber niemals die geringste Spur von Lügenhaftigkeit oder Unredlichkeit bey Leonhard.

Oft schickte ihn der Meister auf die Dörfer, um Felle einzukaufen, und gab ihm kleine Summen Geldes mit, aber er fand allezeit, daß Leonhard vortheilhaft eingekauft, und gut gewirthschaftet habe. Wenn er ihn zu Handwerksleuten schickte, um etwas zu bezahlen; so gab er ihm mit Fleiß mehr Geld, als nöthig war, mit, und that, als ob es aus Versehen geschehen wäre. Da kam dann Leonhard allemal zurück, und sagte: „Herr! Sie haben mir zu viel Geld gegeben, hier ist der Überschuß." — Nicht selten ließ der Meister auch Geld an Orten liegen, wohin es nicht gehörte; wo es aber Leonhard finden mußte. Er fand es, und brachte es allemal dem Meister wieder. Und so fand Leonhard, als ein Mensch von geprüfter Ehrlichkeit, nicht nur bey seinem Meister, sondern auch bey Andern, die ihn kannten, Zutrauen, und es ging ihm wohl, so lange er lebte.

27. Wie ungleich sich oft Brüder einander sind!

Zwey Brüder, deren einer Kilian, der andere Wilibald hieß, mußten, nachdem ihre Ältern gestorben waren, Bauern dienen. Für

Kilian war da nichts befremdend: er hatte die Arbeiten zu verrichten, die er zu Hause schon einige Jahre verrichtete; er fand die Kost wieder, welche er zu Hause schon gewohnt war. Der einzige Unterschied war, daß er keinen Bruder an der Seite hatte, der ihn mit eigensinnigen Forderungen plagte. Der Bauer mit den Seinigen begegnete ihm, da man ihn in allen Stücken geschickt, willig und flink fand, wie ein guter Vater seinem guten Sohne. Da Kilian an Arbeit gewöhnt war, so konnte er arbeiten, und er arbeitete gern. Da er in der Schule auch fleißig und arbeitsam gewesen war, hatte er nachdenken gelernt, und nun dachte er über die Feldarbeiten nach. Kurz, nachdem er einige Jahre gedienet hatte, trat er ein Bauerngut an, und ward durch Thätigkeit und gute Haushaltung ein wohlhabender Mann.

Mit Wilibald ging's anders. In seinem ersten Dienste hielt er mit vieler Mühe ein Vierteljahr aus. Arbeiten konnte er nicht. Jede Arbeit ward ihm zu sauer; das Essen war ihm zu schlecht: er murrte. Man verwies ihn zur Ordnung; er jammerte und seufzte nach dem Ende des Vierteljahres. Er wollte nicht länger mehr bey einem Bauer bleiben.

Um unterzukommen, trat er bey einem Dorfschneider in die Lehre. „Das ist leichte Arbeit,“ dachte er. Aber nicht die schwere Arbeit, son-

dern die Arbeit war ihm zuwider. Da mußte er nun den ganzen Tag sitzen und nähen; der Rücken that ihm weh, die Finger wurden ihm steif, und das Essen war auch nicht besser, als bey dem Bauer. Winter und Sommer mußte er Schlag fünf Uhr aufstehen. Das war seine Sache nicht. Dennoch hielt er beynahe ein halbes Jahr aus, weil er nicht wußte, wohin: auf der Straße konnte er ja nicht wohnen, und von der Luft nicht leben.

Zu seinem Glücke (wie er es in seiner Freude nannte) reisete ein vornehmer Herr durch das Dorf, der einen Bedienten brauchte, und dem der junge Wilibald gefiel. Der Meister war froh, des Burschen los zu werden, und so kam er in Herrendienst.

Es war ihm auch da Manches zuwider; denn ob es gleich keine schwere und anhaltende Arbeit gab, so hatte er doch immer etwas zu thun. Er mußte Stiefel putzen, allerley Gänge thun, bey Tische aufwarten u dgl. Einmal bekam er Lust, von dem guten Weine zu kosten, den er von den Gästen seines Herrn hatte rühmen gehört. Er stahl davon eine Flasche, und fand sie nach seinem Geschmacke. Nun mußte er öfter Wein haben, und bald alle Tage. Er stahl also öfter, und dann alle Tage. — Dieß trieb er so lange, bis sein Herr dahinter kam, und ihn aus dem Hause jagte.

Wilibald suchte einen andern Dienst, fand aber keinen, weil man ihn überall nach einem Zeugnisse seines Wohlverhaltens bey seinem vorigen Herrn fragte. Endlich erbarmte sich doch seiner ein Herr, und nahm ihn in Dienst; aber der Lohn und die Kost waren schlecht, und man forderte von ihm viel Arbeit. In einer Nacht, da seinen Herrn eine plötzliche Krankheit befiel, sollte er geschwind einen Arzt hohlen. Wilibald, der nicht gewohnt war, im Schlafe gestört zu werden, konnte kaum halb erwachen, lief, stieß an einen Stein, fiel, und brach sich den Arm. Sein Herr, der nicht reich genug war, ihn zu versorgen, ließ ihn in ein Hospital bringen. Der Arm blieb steif. Da nun niemand einen lahmen Bedienten haben wollte; so wußte Wilibald nicht, was er anfangen sollte. Er ging nach seinem Dorfe zurück, wo er um's Brod als Taglöhner arbeiten mußte. Wer wollte ihn aber haben? Er lebte also im äußersten Elende. Der Hunger, der Gram und der Schmerz verursachten ihm eine Krankheit, an welcher er noch vor seinem dreyßigsten Jahre starb.

28. Bedenke wohl bey jeder That,
Was sie vielleicht für Folgen hat!

An einem schönen Sommerabende saß ein Vater mit seinen beyden Söhnen an einem mit Linden beschatteten Teiche. Einer der Söhne warf

einen Kieselstein in die Mitte des Weihers, und freute sich über die schönen Kreise, die dadurch auf dem Wasser entstanden. Der andere machte es ihm nach, und die beyden Jungen hatten sich schon eine gute Weile damit unterhalten, als sie gewahr wurden, daß der Vater mit nachdenkendem Blicke ihnen zusah; und es schien ihnen sogar, als ob eine Thräne in seinem Auge zitterte.

„Lieber Vater!" sagte der ältere, „warum sehen Sie so ernsthaft aus?" — „Solltet ihr's glauben, Kinder!" erwiederte der Vater, „die Steine, die ihr da in den Weiher werfet, und die Kreise auf dem Wasser machen mich nachdenkend." — „Die Steine? die Kreise?" — „Ja, Kinder!" sagte der Vater mit Rührung; „ich sehe da ein Bild euerer Handlungen und ihrer Folgen in euerem künftigen Leben. Nicht wahr? Da ihr den Stein in die Mitte des Wassers warfet, so wurde dadurch auf der Oberfläche desselben ein Kreis verursacht; dieser bildete einen zweyten, der zweyte einen dritten, der dritte einen vierten, der vierte einen fünften, und so ging's fort bis an das Ufer." — „Ja, lieber Vater!" — „Seht, Kinder! so geht's mit den Handlungen der Menschen. Sie haben alle ihre Folgen, gute oder böse, je nachdem die Menschen gut oder böse, weise oder thöricht handeln, und eine Folge entsteht aus der andern, wie bey euern Steinwürfen ein Kreis aus dem andern entstand.

Sagt, da ihr einmal den Stein geworfen hattet, konntet ihr nun die Kreise auf dem Wasser verhindern?“ — „Nein, lieber Vater!“

„Eben so wenig werdet ihr im Stande seyn, wenn ihr etwa in eurem künftigen Leben ein schlechtes und unbesonnenes Betragen annehmen wolltet, die traurigen Folgen desselben zu hindern, die es entweder für euch oder für Andere haben kann. Und wenn ihr sie auch durch ein nachmaliges weiseres und besseres Betragen vermindern könnet; so könnet ihr sie doch nicht alle hindern und aufheben. — Wie viele Kreise habt ihr auf dem Wasser gezählet?“

„Das wäre unmöglich, sie alle zu zählen; es waren ihrer weit mehr, als hundert,“ antwortete einer der beyden Söhne.

„Bey unserm Verhalten und mit unsern Handlungen, Kinder! ist es eben so. Es ist unmöglich, alle Folgen zu zählen; und eine einzige Handlung, ja, nicht selten ein einziges Wort hat schon oft unzählige, angenehme oder betrübte, Folgen nach sich gezogen. Ich könnte euch hievon viele Beyspiele erzählen. — Wenn ihr älter werdet, und selbst euch Erfahrungen von dem, was in der Welt vorgeht, einsammeln könnet, so werdet ihr euch oft an die Kreise im Wasser erinnern. Gott gebe, daß ihr allezeit so auf die Anweisungen eurer Ältern und Lehrer achtet, daß euch nicht eigene schmerzhafte

und traurige Erfahrungen daran erinnern müssen!“

29. Wie weit ein klein scheinender Fehler führen kann.

„Ich kenne einen Menschen, sagte einst ein Lehrer zu seinen Schülern, „der bloß darum unglücklich geworden ist, weil er seine Lust, Torten, Zuckermandeln, Feigen und dergleichen Süßigkeiten zu essen, nicht bezwingen konnte.“

„Da er noch ein kleiner Knabe war, vernaschte er jeden Groschen, den er geschenkt bekam, in Leckereyen aller Art, die ihm lieber waren, als die nahrhafte Hausmannskost, welche ihm seine Ältern reichten. Sein Vater, der dieß merkte, verwies es ihm ernstlich, und entzog ihm jeden Kreuzer Geld. Aber der Knabe wußte sich auf eine andere Weise Geld zu verschaffen: er verkaufte nämlich Manches von seinen Büchern, Bildern und Spielwerken um einige Groschen, und als er damit nicht mehr ausreichte, so nahm er seinen Ältern heimlich Geld weg.“

„Er wußte Anfangs seine Diebstähle so behuthsam zu begehen, daß man lange nichts merkte. Als aber der Vater endlich doch Verdacht schöpfte, und ihn genauer beobachtete; so sah derselbe wohl, daß sein Sohn der Dieb sey. Nun sperrte er den Buben mehrere Wochen lang ein, züchtigte ihn derb, und ließ ihm kärgliche Kost reichen. Dieß half jedoch nur eine Zeitlang.“

„Jetzt kam der Bube zu einem Handwerker in die Lehre. „„Hier,““ dachte sein Vater, „„wird's besser gehen;““ aber der gute Mann hatte sich geirrt. Der Bube bestahl Anfangs einen Burschen, der mit ihm in der Lehre stand, und dann betrog er auch seinen Meister, wenn er ihm von seinen Kunden Geld bringen sollte. Die Ältern suchten dieß immer geheim zu halten, und gaben immer wieder das Geld her, weil sie die Schande nicht haben wollten, daß ihr Sohn als ein Dieb bekannt werde.“

„Derselbe ward Gesell und trieb sein Wesen, wie zuvor. Er bestahl seine Mitgesellen, wurde von ihnen geprügelt — von seinem Meister fortgejagt; aber er wurde doch nicht besser.“

„Auf seiner Wanderschaft konnte er seine Naschlust selten oder gar nie befriedigen, weil er gar oft keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte. Einst kam er des Nachts in einem Wirthshause mit einem ihm unbekannten Reisenden auf der Streu zu liegen, und es war ihm nicht entgangen, daß dieser Mann einen großen Beutel voll Geld bey sich hatte. „„Ach!““ dachte er, „„wenn du den hättest, da könntest du dir recht viel gute Eßwaaren kaufen.““ — Dieser Gedanke ließ ihn fast die ganze Nacht nicht schlafen. Gegen Anbruch des Tages zog er dem Fremden den Beutel weg, und entfernte sich so heimlich

und schnell als möglich war, aus dem Wirthshause. Der Fremde erwacht, vermißt seinen Beutel, und sieht, daß sein Schlafkamerad fort sey. Man schöpft Verdacht, setzt ihm nach, hohlt ihn ein, und der Beutel fand sich bey ihm."

„Der Dieb wurde dem Gerichte überliefert, und mußte so lange im Kerker sitzen, bis er zur Zuchthausstrafe verurtheilt wurde."

30. Wähle stets den geraden Weg!

„Wie geht es doch zu," sagte August, als er mit seinem Vater durch ein Kornfeld wandelte, „daß die meisten Fuß- und Fahrwege nicht gerade ausgehen, sondern lauter Krümmungen machen? Warum legen sich doch die Menschen so wunderliche Pfade und Wege an? Sie machen sich ja dadurch den Weg zu ihrem Ziele offenbar weiter; denn der gerade Weg ist der nächste."

„Mein Sohn," antwortete der Vater, „Einige von denen, welche diese krummen Wege machen, thun es aus Bequemlichkeit: sie wollen nicht über einen Stein oder über einen Graben, ja, nicht einmal über einen kleinen Erdklumpen steigen, und beugen deßhalb aus. Andere hingegen machen den krummen Weg aus Leichtsinn, aus Unbedachtsamkeit; sie schlendern gedankenlos hin, ohne auf das Ziel zu sehen, welches sie er-

reichen wollen: und so geh'ts dann bald rechts, bald links. Von dieser Art sind die meisten."

„Lieber Sohn! auch auf der Wanderschaft zum Glücke machen es die Menschen so. Die Bequemen und Trägen wollen nicht durch redliche Arbeit, welches die gerade Straße ist, das Glück erreichen; sondern List und Betrug, welches der krumme Weg ist, soll ihnen dazu helfen. Darüber kommen sie aber entweder gar nicht zum wahren Glücke, oder doch spät, und erst dann, nachdem sie ihren bösen Irrthum eingesehen haben. — Andere leben gedankenlos in den Tag hinein, versäumen die rechte Zeit, sich Geschick zu erwerben, die gute Gelegenheit, sich wahren Vortheil zu stiften, irren ab, und gerathen, ehe sie dessen sich versehen, in Ungelegenheit und Schaden."

„Sieh, mein Sohn! das sind die krummen Wege, welche vom Ziele entfernen!"

31. Ein treuer Freund ist Goldes werth.

Florian und Vital waren in einem stillen, einsamen Dörfchen mit einander aufgewachsen. Ihrer Ältern Häuser standen nahe beysammen: ein paar Schritte, so konnte einer im Hause des anderen seyn. Immer hatten sich die beyden guten Knaben einander geliebt; immer hatten sie mit einander gespielt, und einer

hatte mit dem anderen getheilt, wenn er einen schönen Apfel, ein Stück Kuchen, oder eine Handvoll Nüsse erhielt. Sie gingen mit einander in die Schule; sie kamen mit einander wieder heraus, und beynahe nie sah man einen allein.

Die Knaben wurden Jünglinge, und die Jünglinge Männer; aber ihre gegenseitige Zuneigung und Freundschaft blieb eben so stark und unveränderlich, als sie es ehemals war. Nicht leicht ging ein Abend vorbey, an welchem sie nicht ein halbes Stündchen verplauderten; kein Sonntag, an dem sie nicht beysammen waren, und von ihren häuslichen Angelegenheiten sprachen, oder die Felder besahen; und es gab kein Familienfest, das sie nicht mit einander feyerten.

Florian wurde krank. Unglücklicher Weise war es Ärntezeit, und die Arbeiter schwer zu bekommen. „Ach! habe keine Sorge,“ sagte Vital, „und mache nur, daß du wieder gesund werdest.“ Und Vital besorgte alle Ärntearbeiten für Florian: er ließ mähen, Garben binden und einfahren. Erst dann nahm Vital auf seinen eigenen Feldern die Ärnte vor. Wenn er nicht gewesen wäre, so würde der arme Florian in diesem Jahre einen großen Verlust gelitten haben; denn das Jahr war naß, und das Getreide hätte auf dem Felde auswachsen und verfaulen können.

Ein paar Jahre darnach gab es starke Gewitter mit vielem Hagel. Die Felder des redlichen Vital waren fast in Grund und Boden verwüstet: er ärntete kaum so viel, als er ausgesäet hatte. „Ich theile mit dir,“ sagte Florian; „ich habe, Gott sey Dank! reichlich geärntet.“ Und er theilte mit seinem Freunde Korn und Waizen, Gerste und Haber.

Alle Noth und alle Sorgen erleichterten sich diese beyden Menschen gegenseitig, und alle Freuden theilten sie, wie Brüder mit einander. Kein guter Bissen wurde in dem Hause des einen genossen, kein fröhliches Mahl gegeben, wenn der andere nicht dabey seyn konnte. Wenn einer von beyden etwas Wichtiges unternehmen wollte, so mußte es erst der andere mit ihm überlegen; und wenn der eine in irgend einer Verlegenheit war, so ruhte der andere gewiß nicht eher, bis er seinem lieben Freunde herausgeholfen hatte.

Die Nachbarn im Dorfe, welche sahen, wie sich Florian und Vital liebten, und Freude und Leid mit einander theilten, sagten gar oft: „Es ist doch nichts Edleres auf Erden, als ein wahrer Freund!“ —

32. Wer mit Bösen umgeht, wird auch böse.

Albert war bisher wegen seines guten Betragens die Freude seiner Ältern und Aller, die

ihn kannten, gewesen. Auf einmal fing er an, ungezogen, wild und ungesittet sich zu zeigen. Er schimpfte mit den gröbsten und rohesten Worten, wenn es seine Ältern nicht hörten; er war naschhaft, was ihm sonst nie eingefallen ist; er hatte seine Freude, wenn er jemanden einen Possen thun, oder einen Schaden anrichten konnte, ohne daß man merkte, wer Schuld daran sey; er stieg und kletterte an gefährlichen Orten umher, und wenn seine Ältern nicht zugegen waren, so that er gewiß alles, was sie ihm untersagt hatten.

„Aber Albert! Albert!“ sagte eines Tages sein Vater zu ihm, „wie ausgeartet du bist! Du wirst ja mit jedem Tage ungesitteter und abscheulicher. Sage mir, woher kommt das? Du warst ja sonst nicht so.“ — Der Vater drang ernstlich an den Knaben, ja er bath ihn sogar, ihm zu sagen, wie er doch in so kurzer Zeit zu so viel schlimmen Fehlern gekommen sey; aber der sonst so offene und aufrichtige Albert war stumm, und wollte mit der Sprache lange nicht heraus.

Endlich ergab es sich, daß ein böser Bube aus der Nachbarschaft sich bey Albert eingeschmeichelt, und dieser ihn lieb gewonnen habe. Von ihm hatte er nun alles Böse gelernet, Schimpfen und Schelten, und Naschen und An-

dern Schaden zuzufügen. Albert gestand es, daß ihm Anfangs der Bube gar nicht gefallen habe, er sey erschrocken, wenn er ihn so habe schimpfen hören; und wenn derselbe gar zu fluchen angefangen, so habe er sich dabey ordentlich gefürchtet. Er habe ihn oft zu allerley Bösem verleiten wollen! Anfangs hätte er ihm freylich kein Gehör gegeben, und nun wisse er selbst nicht, wie er dazu gekommen sey.

„Sieh, so geht es", sagte der Vater, „wenn man mit bösen Menschen oft und vertraut umgeht! Man kann da nach und nach viel Böses annehmen, ohne daß man weiß, wie man dazu kommt. Sonst, Albert! warst du ein liebenswürdiges Kind. Aber wer kann dich jetzt lieben? Das kommt von deinem Umgange mit dem bösen Buben. — Sonst konnte ich dich gehen lassen, wohin du wolltest; nun aber muß ich dir verbiethen, auch nur einen Schritt aus dem Hause zu gehen, ohne meine oder der Mutter Erlaubniß: denn wenn du öfter noch in böse Gesellschaft kämest, so würdest du der abscheulichste Mensch werden."

Von nun an wurde Albert auf's genaueste von seinem Vater beobachtet: er konnte und durfte keinen Schritt thun, ohne daß es der sorgfältige Vater wußte. Aber das Böse, das Albert so leicht gelernt hatte, war nicht eben

wieder so leicht verlernet. Er hatte es zwar seinem Vater versprochen, und es sich ernstlich vorgesetzt, sich zu bessern; aber es kostete ihn viel Mühe. Ehe er es sich versah, stieß er ein Schimpfwort aus; wenn er Eßwaaren, Obst u. dgl., erblickte, ward die Naschlust in ihm rege, und wenn sich Gelegenheit zeigte, jemanden einen Possen zu spielen, so konnte ihn nur die Furcht vor der Strafe zurückhalten, mit welcher ihm sein Vater gedrohet hatte.

33. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Töffel war der Sohn eines armen Taglöhners. Seine Armuth hinderte ihn aber nicht, immer frohen Muthes zu seyn. Er lag nur auf einem Strohsacke; aber er schlief gut. Er hatte nur schwarzes Brod und Erdäpfel; aber es schmeckte ihm vortrefflich, und man hörte ihn oft singen:

Viel Glück und Geld und großes Gut
Sind zwar wohl schöne Sachen;
Doch können sie nicht guten Muth
Und nicht Gesundheit machen.
Gott gebe mir nur jeden Tag,
Was ich bedarf zum Leben!
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er mir's nicht geben?

Im schlimmen Kriege zerstörte der Feind das Dorf, und Töffel, der in der Angst davon

lief, gerieth in die benachbarte Stadt, wo ein Kaufmann ihn als Hausjungen in den Dienst nahm.

Die Küche war hier ganz anders, als bey seinem Vater, und Töffel schätzte sich sehr glücklich, so gut unterkommen zu seyn. Alle Tage genoß er eine gute Kost; allein der Herr hatte noch einen bessern Tisch, und Töffel roch manchmal den Braten, wenn er Holz in die Küche trug, und bekam wohl auch hin und wieder einen Bissen davon. Dieß hätte ihm bald seine gute Kost verleidet, die er nun schon nicht mehr für gut fand, da er sie alle Tage hatte. „Ha!“ sagte er bisweilen bey sich selbst, „wie glücklich würde ich seyn, wenn ich so reich, wie mein Herr, wäre!“ —

Töffel war ein guter Kopf. Er hatte in der Schule lesen, schreiben und rechnen gelernet; und da sein Dienst ihn kaum den halben Tag beschäftigte, vertrieb er sich mit dergleichen Übungen die Zeit, so, daß er immer fertiger darin wurde.

Einst traf ihn sein Herr darüber. „Ey, Töffel!“ sagte er, „du bist ja geschickt. Laß mich einmal deine Arbeit sehen! Hättest du nicht Lust, ein Kaufmann zu werden?“ — „O ja, recht gern!“ antwortete Töffel.

Töffel ward nach einigen Jahren Kaufmann, und gewann großen Reichthum. Da hieß er nun nicht mehr Töffel, sondern — Herr Christoph, und hatte jetzt das Glück erreicht, welches er sich als Hausjunge gewünscht hatte. Er konnte Braten und Zuckergebäck essen, und Wein im Überflusse trinken; dieß schmeckte aber Herrn Christoph lange nicht so gut, als es Töffeln geschmeckt hatte, da er bisweilen einen Bissen erwischte: es war ihm das Alltägliche geworden. Sein Polsterstuhl kam ihm auch nicht mehr so weich vor, weil er in allen Winkeln und Ecken Polsterstühle hatte. Der reiche Christoph fand die Reichen nicht mehr so glücklich, als sie der arme Töffel sich eingebildet hatte.

Es ward immer ärger. Herr Christoph hatte mehr zu thun, als Hühner zu verzehren, Kaffee und Wein zu trinken, und auf Polstern zu schlummern. Er hatte Schuldner: einige hielten ihn mit der Zahlung lang hin; die anderen zahlten gar nicht. Er hatte Verlust, und der Verlust betrübte ihn. Seine Leute waren zuweilen nachlässig, und manchmal gingen die Sachen schief. Das machte dem Herrn Christoph Verdruß. Alltäglich hatte er zu erinnern und Verweise zu geben; und man gibt nie Verweise ohne Verdruß. Wenn man aber Verdruß hat, schmeckt der beste Braten nicht sonder-

lich, und auf dem weichesten Bette schläft man schlecht. Nicht selten sagte Herr Christoph zu sich selbst: „Als ich auf dem Dorfe mein schwarzes Brod aß, und Wasser dazu trank, hatte ich so viel Verdruß nicht.“

Töffel hatte sich geirrt, als er die Reichen so glücklich pries: er hatte weder die Sorgen, noch die Wirkung der Gewohnheit mit in Anschlag gebracht. Die Sorgen machen Alles bitter, und die Gewohnheit macht Vieles geschmacklos und gleichgültig.

34. Spotte nie über fremde Gebrechen.

Georg, ein Bauernknabe, verspottete einst auf der Straße einen Hinkenden, indem er hinter ihm herschlich, und dessen Gang nachahmte. Aus Furcht, von dem Hinkenden bemerkt, und von ihm gezüchtiget zu werden, sah er aber mehr auf diesen, als auf den Weg, fiel auf einen Stein, und beschädigte sich an der Seite.

Die Zuschauer, welche den Fall für unbedeutend hielten, lachten den bösartigen Spötter aus, indeß ihn der Hinkende, der von dem allem, was hinter seinem Rücken vorgegangen war, nichts wußte, mit großer Besorgniß aufhob. — Georg schämte sich, und verbarg seinen Schmerz, so gut er konnte. Nach einigen Wochen verlor sich zwar allmälig der Schmerz;

aber welch ein Schrecken für ihn und seine Ältern! Von dieser Zeit an zeigte sich ein Höcker an der beschädigten Seite. Man gebrauchte den Wundarzt; aber vergebens. Georg wurde in etlichen Jahren so ausgewachsen, daß er keiner schweren Arbeit vorstehen konnte.

Aus Mitleid trug ihm die Gemeinde das Amt eines Tagwächters auf. So oft er nun umherziehende Bettler aus dem Dorfe schaffte, mußte er von ihnen die boshaftesten Spottreden über seine Gebrechlichkeit hören. „Ach Gott!“ sagte er dann oft bey sich selbst, „das habe ich in meiner Jugend an einem unglücklichen Hinkenden verschuldet!“

35. Der Zorn des Menschen thut nicht, was recht ist vor Gott.

Ein Jüngling, mit Namen Augustin, hatte von Kindheit an die Untugend an sich, daß er sich leicht zum Zorne reitzen ließ. „Augustin!“ sagte sein braver Vater oft zu ihm, „bemeistere deinen Zorn. Im Zorne weiß man nicht, was man thut, und man kann sich zu Handlungen verleiten lassen, die man nachher mit Thränen bereuen, und oft schwer büßen muß.“

Augustin sah wohl ein, wie gut es sein Vater mit ihm meinte. Oft schon war seine zornige Gemüthsart Schuld daran gewesen, daß

er mit seinen Gespielen in Zwist und Uneinigkeit gerieth, und sich ihre Herzen abgeneigt machte. Doch dieß Alles war nicht im Stande, ihn sanftmüthiger zu machen. — Es warteten Dinge seiner, die er nicht geahnet hatte, wenn er oft behauptete, er könne seinen Zorn nicht unterdrücken.

Eines Tages entspann sich zwischen ihm und einem seiner Bekannten ein Wortwechsel. Augustin kam dabey so in die Hitze, daß er mit demselben handgemein wurde, und ihm mit einem Hammer, den er in der Übereilung ergriff, eine Wunde am Kopfe versetzte, an welcher der Geschlagene nach drey Stunden starb.

„O Gott! o Gott!“ rief Augustin voll Verzweiflung, „was habe ich gethan?“ — Er rang die Hände; er jammerte; er warf sich auf den Todten hin, als wollte er ihn in's Leben zurückrufen; er sprang wieder auf, und wußte vor Angst nicht, was er anfangen sollte.

Er ward vor Gericht geführt, und mußte im Gefängnisse sein Urtheil erwarten, welches endlich dahin ausfiel, daß er, als Mörder, mit dem Tode bestraft werden sollte. Er bereitete sich mit Ernsthaftigkeit darauf vor, und als der Tag erschien, an dem er zur Richtstätte geführt werden sollte, las ihm der Richter noch einmal laut auf öffentlichem Platze den Hergang jener

unglücklichen Scene vor, die sich mit dem Todtschlage seines Bekannten endigte, und fragte ihn zu wiederhohlten Malen, ob er die Blutthat begangen, und einen Menschen ermordet habe. —

„Nun denn,“ erwiederte hierauf der Richter, „da du das unverbrüchliche Gesetz so schrecklich verletzet hast, so mußt du — sterben. Das Schwert wird deinen Kopf vom Rumpfe trennen, und du wirst ausgetilgt, aus der Zahl der Lebendigen.“ —

Eine große Menge Menschen, Alt und Jung, begleiteten den Missethäter zum Richtplatze. Da raffte er seine letzten Kräfte zusammen, bath alle Anwesenden um Vergebung wegen des bösen Beyspiels, das er ihnen durch Verletzung des Gesetzes gegeben hatte, und flehte sie um Mitleiden an.

„Ja,“ sagte der Geistliche, der ihm in den letzten Lebensstunden mit seinem Troste beystand, zu dem Unglücklichen, „niemand unter den Zuschauern hat einen Haß oder Widerwillen gegen dich. Es ist kein Einziger unter Allen, der dir nicht sein aufrichtiges Mitleiden schenkt, und gern einen Theil seines Vermögens darum gäbe, wenn er die That, die du begangen hast, ungeschehen, und dich dadurch straflos machen könnte. Aber das Gesetz, das du übertreten hast, und das uns Alle schützt oder auch verurtheilt, will,

daß du stirbst. Wer kann es umstoßen? — Dieß würdest du selber zu dir sagen, wenn du dein Gemüth einen Augenblick lang von der Todesfurcht und von allen unangenehmen Empfindungen befreyen könntest, die dich jetzt quälen und peinigen. — Sey also versichert, daß Alle dir deine Missethat verziehen haben, und daß ihre Thränen dir in's Grab folgen. Stirb! du versöhnest das Gesetz, und wir wünschen, daß dein Erwachen jenseits des Grabes heiter seyn möge."

Jedermann zerfloß in Thränen. Der Jüngling schien etwas beruhiget, und setzte sich auf den Stuhl. Man verband ihm die Augen — und der Kopf lag zu seinen Füßen. — So weit bringt der Zorn!

36. Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

Sebastian, der Sohn eines Bauers, hatte schon in seiner Kindheit die größte Freude daran, unschuldige Thiere zu quälen. Wenn er einen jungen Sperling in seine Hand bekam, so marterte er ihn langsam zu Tode. Wo er einen Käfer sah, fing er ihn, und riß ihm die Flügel aus. Würmer, Fliegen und andere kleine Thierlein zu zerhacken, zu zerschneiden und zu tödten, war seine größte Lust. Er trug beständig Steine

im Sacke bey sich, womit er auf Thiere warf, die er auf der Straße erblickte. Wo er ging, da hörte man gewöhnlich Hunde heulen, die er durch Steinwürfe verwundet hatte. Konnte er eine Katze in seine Gewalt bekommen, so war sie glücklich, wenn sie nichts weiter, als ihren Schweif und ihre Ohren unter den Händen dieses kleinen Henkers verlor; denn gewöhnlich goß er ein Gefäß voll siedenden Wassers über sie, und hackte ihr zwey Füße ab. Er zerstörte die Vogelnester unter den Dächern, in Gebüschen und in Wäldern. Die jungen Vögelein, die eben erst das Leben von ihrem Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben, und konnte er der Alten habhaft werden, so mußten sie auch sterben.

Er wußte wohl, daß er sich durch alle diese Grausamkeiten versündige: denn es war ihm oft gesagt worden, daß die Menschen barmherzig seyn sollen, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist; daß Gott allem Fleische seine Speise und dem Viehe sein Futter gebe; daß Gott auch die Vögel ernähre, und daß kein Vogel auf die Erde falle ohne Gottes Willen. Aber, ach! alle diese Lehren hatten sein Herz nicht gerührt, und er fuhr immer fort, die Geschöpfe Gottes muthwillig und grausam zu behandeln. Er fühlte nicht das geringste Erbarmen bey den Schmerzen der armen Thiere. Wenn sie sich unter sei-

nen Händen wanden, und mit dem Tode rangen; wenn die Vögelein, die er lebendig rupfte oder spießte, recht erbärmlich zappelten; wenn die Hunde und Katzen recht kläglich schrien: so machte ihm das das größte Vergnügen, und erfüllte sein Herz mit höllischem Entzücken.

So grausam war der unmenschliche Sebastian bis in sein dreyßigstes Jahr; freylich jetzt nicht mehr so häufig, wie in seiner Kindheit, weil er nicht mehr so viel Zeit und Gelegenheit dazu hatte: doch war sein Herz noch eben so unempfindlich, wie vorher, und er fand noch immer seine Freude und seine Lust an der Qual der armen Thiere.

Jetzt hatte er sich zu einem Bierbrauer in die Arbeit verdingt. Als er einst in dem Brauhause arbeitete, stürzte er in die Butte, worin heißes Bier war. Er hielt sich mit den Händen oben fest, so, daß nicht sein ganzer Leib, sondern nur die Füße in das heiße Bier kamen, und schrie um Hülfe. Er wurde bald herausgezogen, hatte aber beyde Füße so verbrannt, daß er nicht gehen konnte. Man mußte ihn forttragen und auf seine Kammer bringen. Da lag er nun, und fühlte unaussprechlich große Schmerzen. Alle Nachbarn hörten das Gebrüll, das ihm seine Schmerzen auspreßten.

Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr nachzudenken schien, und nachdem er eine halbe Stunde, in sich gekehrt, zugebracht hatte, verlangte er einen Geistlichen. Dieser kam, und Sebastian fing in der größten Verzweiflung so zu sprechen an:

„Hochwürdiger Herr! ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann. So viele tausend Thiere habe ich zu Tode gemartert, ohne auch nur das geringste Mitleiden zu empfinden. Jetzt fühle ich es an meinem eigenen Körper, welch ein Wütherich ich gewesen bin. Ach! wohin soll ich mich wenden? was soll ich thun, um alle Grausamkeiten wieder gut zu machen? — Zu Gott kann ich mich nicht wenden; denn ich bin ein Rebell gegen ihn gewesen: ich habe die Werke zerstört, die seine Allmacht und Weisheit so schön geschaffen hat; ich mißhandelte seine Geschöpfe, die mich nicht beleidigten. Ach! wie viele Thiere könnten sich noch ihres Lebens freuen, wenn ich nicht so grausam gewesen wäre?“

Der Geistliche ließ diesen Unglücklichen noch eine Zeitlang in seiner Angst, und stellte ihm die Strafbarkeit der Thierquälerey von mehreren Seiten lebhaft vor Augen; denn er wollte ihn zur aufrichtigen Reue und Besserung bewegen. Bald bemerkte er aber, daß Sebastian's Beine

ganz schwarz waren. Es wurde ein Wundarzt herbey gehohlt, und dieser versicherte, daß beyde in Zeit einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Unglückliche nicht am kalten Brande sterben wollte. Wirklich wurden sie ihm abgenommen. Nun stieg seine Verzweiflung noch höher. Es fiel ihm ein, wie viele unschuldige Thiere er muthwilliger Weise um dieselben Glieder gebracht habe, die er nun selbst einbüßen mußte. „Ach!“ rief er, „ach! wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich die Füße aus, ohne zu bedenken, daß auch er über so schreckliche Schmerzen, wie ich sie jetzt fühle, wehklagen mußte! Wie manches Thier, das ich mit heißem Wasser begoß, mußte die Qualen fühlen, unter welchen ich jetzt seufze!“

So schrie Sebastian unaufhörlich. Er war beynahe rasend, und würde sich vielleicht in der Verzweiflung getödtet haben, wenn ihn der Geistliche nicht doch einiger Maßen getröstet hätte. — Er ward zwar wieder geheilet; konnte aber nicht mehr gehen, sondern mußte beständig sitzen, und sich von Anderen heben und tragen lassen. So lebte er noch mehr, als zwanzig Jahre als ein elender Krüppel zum warnenden Exempel für Andere. Jedem Knaben, der zu ihm kam, hielt er eine Predigt über die Barmherzigkeit gegen die Thiere. Und wer konnte wohl lehrreicher predigen, als Sebastian.

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes: aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

37. Lob oder Tadel — jedem jedes nach Verdienst.

„Heinrich! vergiß heute nicht darauf, mir ja dein Fleiß- und Sittenbüchlein nach Hause zu bringen!“ — So rief ein Vater am Sonnabende seinem Sohne nach, als dieser in die Schule ging.

Der Lehrer hatte nämlich die Gewohnheit, an jedem Sonnabende die letzte Schulstunde dazu anzuwenden, seine Schüler an das zu erinnern, was sie die Woche hindurch Gutes oder Böses gethan hatten. Er hohlte allezeit ein großes Buch hervor, in welches er Alles einzutragen pflegte.

Zuerst kam es an Carl, den der Lehrer loben konnte, weil er sich immer aufmerksam und gutgesittet betragen hatte. Dann kam die Reihe an Wilhelm. Auch ihn lobte der Lehrer, weil er, ungeachtet des schlimmen Wetters und des weiten, beschwerlichen Weges, fleißig die Schule besuchte, und sich in allen Lehrgegenständen sehr gut ausgezeichnet habe. — Joachim, der Lügner und muthwillige Schulversäumer bekam noch manche gute Ermahnung, und er versprach, nie wieder so zu handeln, sondern sich

zu bessern, und das Versäumte durch verdoppelten Fleiß hereinzubringen.

Jetzt kam es an Christoph. Ey, wie sah der Junge aus! Sein Angesicht war voll Schmutz, und seine Hände so unrein, als wenn er sie Wochen lang nicht gewaschen hätte. Unausgekämmt standen seine Haare empor. Seine Nase! — pfui! wer konnte sie ohne Eckel ansehen. An seinem Munde klebten noch die Überreste von genossenen Speisen. Sieh die langen schwarzen Nägel an seinen Fingern! Eben so unreinlich und unordentlich war sein ganzer Anzug. Die Schuhe gaben sich hinten nieder, weil er sie nicht in Acht nahm, und an denselben war noch der Koth und der Staub der vorigen Tage. Die Strümpfe hingen unaufgebunden in Falten herab, und waren löcherig und kothig; die Bänder an dem Beinkleide hingen aufgelöset herum, und das Beinkleid selbst war zerrissen und klebte vor Unreinlichkeit. An der Weste liefen zwey Straßen abwärts, welche die genossenen Speisen und Getränke bey ihrem Herabträufeln genommen hatten, und auf beyden Seiten sah man große Flecken, wohin er vermuthlich seine Hände abzuwischen pflegte. Sehe man nur den Rock an, an dessen Ärmeln das schwarze, schmutzige Hemd heraussieht, der zerrissen und voller Flecken ist, als ob er ein Kind armer Leute wäre, und in seinen Kleidern schlafen müßte; er scheint ihn so

wenig, als seinen staubigen Hut auszuklopfen und zu bürsten! Wie ein Strick hing sein Halstuch am Halse über einem Hemde, das wie der Erdboden aussah.

„Wenn ich nicht wüßte,“ sagte der Lehrer, „daß du alle diese Kleidungsstücke erst vor sechs Wochen ganz neu erhalten hättest; wenn ich deine Ältern nicht kennete, und nicht wüßte, was dein guter Vater für ein ordentlicher Mann ist, und wie fleißig deine Mutter wäscht und auf Reinlichkeit hält; so würde ich es dir weniger verargen. Allein ich kenne sie, und weiß, wie groß ihr Anliegen über deine Unreinlichkeit ist. So, wie du aussiehst, sehen alle deine Sachen, deine Lese- und Schreibbücher aus, zerrissen, voll Schmutz und Flecken, die Federn zerkauet und bis an die Mitte schwarz. Was müssen nun die Leute von dir denken? Wie leicht kannst du selbst deine guten Ältern, ohne daß sie es verdienen, in Schande bringen, weil man glauben möchte, sie sehen nicht auf dich, da sie es doch nicht weiter mit dir bringen können.“

Voll Scham schlug Christoph seine Augen nieder, steckte die Hände in die Taschen, und — weinte.

„Ich wundere mich nur,“ fuhr der Lehrer fort, „daß du nicht schon längst krank geworden bist; doch es kann noch kommen; und wie wäre

es auch anders möglich? Jeder deiner Schulfreunde wird sich noch von dir entfernen, und du wirst allen Menschen zum Abscheu seyn; denn der Anblick eines unreinlichen und unordentlichen Menschen erregt Widerwillen und Ekel. Ich möchte aus deinen Händen nichts essen, und aus keinem Geschirr trinken, das du zuvor an deinem schmutzigen Munde gehabt hast. Gedenke an mich: wenn du groß wirst, und immer so bleibst, wird niemand etwas mit dir zu thun haben, niemand dir ein Geschäft anvertrauen wollen; sondern jedermann wird dich verachten, und denken: Wer auf sich selbst nichts hält, von dem kann man auch nicht erwarten, daß er auf fremde Geschäfte halten, dabey Ordnung und Sorgfalt beweisen, und einen vernünftigen Lebenswandel führen werde. —

Christoph fühlte es nur allzu wohl, wie wahr das alles sey, was der Lehrer sagte. Allein, wie es oft vielen Menschen geht, die, wenn sie auch ihre Fehler einsehen, sich doch nicht Kräfte genug zutrauen, sie abzulegen, und oft nicht wissen, wie sie es mit ihrer Verbesserung anfangen sollen: so ging es auch diesem Knaben; doch bath er den Lehrer wehmüthig, ihm einen guten Rath zu geben, wie er es machen sollte.

„Das hängt," antwortete der Lehrer, „bloß von dir und von einem guten und festen Vor-

satze ab. Sobald du nur ernstlich willst, so wirst du auch leicht einsehen, was du zu thun hast. Als ein schon erwachsener Knabe wirst du doch wohl nicht verlangen, daß dich Andere reinigen sollen? Mache es dir von nun an zum wichtigsten Geschäfte, dich fleißig zu waschen und ordentlich zu halten. Besieh dich bisweilen, und verbessere das, was an deinem Anzuge nicht recht ist. Kriech nicht an unreinen Orten herum. Arbeitest du etwas, so sey behuthsam, dich nicht zu beschmutzen. Sieh, deine Mutter besorget die Küche und verrichtet andere Hausarbeiten, und doch ist sie stets reinlich und nett; dein Vater arbeitet am Schreibpulte und im Garten, und doch wirst du weder Dinte, noch andere Flecken an ihm bemerken. — Hast du diese Übung nur erst einige Zeit fortgesetzt, dann wird es dir immer leichter, und so zur Gewohnheit werden, daß du in der Folge gar nicht mehr unreinlich und unordentlich seyn kannst."

Endlich kam es nun auch an — Heinrich. Seine Zanksucht, seine Schadenfreude und einige kleine Unarten standen treulich in dem Buche; denn sein Vater hatte die Gewohnheit, dem Lehrer Alles mitzutheilen, was vorging, damit dieser den Knaben besser kennen lernen, und zu seiner Besserung mitwirken könne. Doch hatte er dießmal im Schreiben und Rechnen weniger Fehler gemacht, als in der vergangenen Woche, und

ein paar Aufsätze besonders gut verfertiget. Wer ging mit seinem Fleißbüchlein vergnügter nach Hause, als Heinrich! Und hätte er nicht noch vergnügter nach Hause gehen können? —

„Heinrich!“ sagte sein Vater, „du mußt nicht nur allein lernbegierig und fleißig, sondern auch verträglich mit deinen Gespielen seyn, und dich nicht tückisch darüber freuen, wenn einer derselben zu Schaden kommt, oder wegen seiner Fehler gestraft wird.“ —

II.

Der Mensch nach Leib und Seele.

1. Das merkwürdigste unter allen Geschöpfen Gottes auf der Erde ist der Mensch. Er wächst, wie die Pflanze; er empfindet und bewegt sich, wie ein Thier, und hat noch, was keine Pflanze und kein Thier hat, eine vernünftige und unsterbliche Seele.

2. Betrachte einmal deinen Leib, diesen wundervollen Bau, mit dem das allerkünstlichste Menschenwerk in gar keine Vergleichung kommen kann. — Äußerlich an demselben siehst du

das Fleisch, das mit Haut überzogen ist. Es besteht aus einer unzähligen Menge kleiner Fäserchen, die allenthalben voll Röhrchen sind, in denen sich nährende Säfte bewegen.

3. Der Leib ist jedoch kein bloßer Fleischklumpen; sonst müßte er zusammenfallen. Die Knochen sind es, welche ihn unterstützen: durch sie kann er sich aufrecht erhalten; durch sie kann er stehen und gehen. Sie geben dem Leibe Festigkeit, so wie ihm ihre äußere Überkleidung, das Fleisch und die Haut mit den blau durchschimmernden Adern, Schönheit und Anmuth verleiht.

4. Es gibt Knochen des Kopfes, des Rumpfes, und der Gliedmassen. — Zu den Knochen des Kopfes gehören die Knochen des Schedels, worin das Gehirn verwahret liegt, und die Knochen des Gesichtes. Auch steht mit dem Kopfe noch das Zungenbein in Verbindung, welches der Zunge zur Stütze dient. In den oberen und unteren Kinnbackenbeinen sitzen in zwey festen undurchdringlichen Reihen die Zähne, die Werkzeuge des Kauens, die auch viel zur Schönheit des Gesichtes und zur Deutlichkeit der Sprache beytragen.

5. Die Knochen des Rumpfes sind: das Rückgrath, das aus 24 Wirbeln besteht, und nach allen Seiten biegsam ist, und an welche

vermittelst starker Bänder die Rippen befestiget sind. Diese vereinigen sich in der Gegend der Brust mit dem Brustbeine, das sich unter dem Halse anfängt und in der Herzgrube endiget. Es schließen die Knochen des Rumpfes mit ihrer schützenden Kraft die Eingeweide des Ober- und Unterleibes ein, als da sind: die Lunge mit der Luftröhre, das Herz, der Magen mit der Speiseröhre, die Gedärme, die Leber, die Milz, die Nieren.

6. Die Gliedmaßen theilet man in obere und untere. Die oberen sind die Schultern, der Oberarm, der Vorderarm, und die Hand. Die Schultern werden von dem Schulterblatte und dem Schlüsselbeine gebildet. Die Hand besteht aus der Handwurzel, aus der Mittelhand und aus den Fingern.— Das Schenkelbein, die Kniescheibe, das Schienbein, das Wadenbein, die Fußwurzel, der Mittelfuß und die Zehen machen die unteren Gliedmaßen aus.

7. Es ist dieses ein herrliches Werk der Allmacht des Schöpfers; denn welch ein fester Grund an dem Vorderfuße! welch dauerhafte, künstlich gerundete Pfeiler und Säulen an den Füßen und Schenkeln! welch ein Meistergewölbe

an den Rippen und am Rückgrath! welch ein sicheres Dach an dem Haupte!

8. Bewundere die schöne äußere Gestalt deines Leibes! Sieh! der Kopf ist um und um mit Haaren geschmückt, welche lauter hohle, mit einem Safte angefüllte Röhrchen sind, die aus einer zwiebelartigen Wurzel entspringen. Vorn zeiget sich das glatte Gesicht; an diesem die erhabene Stirn, und unterhalb derselben die beweglichen Augen, die von den Augenbraunen, wie von zierlichen Bogen, gleichsam überwölbet werden.

9. Das Angesicht ist der edelste Theil der schönen menschlichen Gestalt. In ihm spiegelt sich die unsichtbare Seele, die den Leib belebt; denn oft leuchten Verstand und Klugheit unverkennbar aus demselben hervor, und Unschuld und ein gutes Gewissen verbreiten darüber eine sanfte Ruhe und eine ganz besondere Liebenswürdigkeit.

10. In der Mitte des Gesichtes erhebt sich die Nase, an deren beyden Enden sich die Wangen im schönsten Roth, und weiter hinten die Ohren zeigen. Unten wird das Gesicht durch den Mund und durch das Kinn geschlossen.

11. Der Kopf ruhet auf dem schlanken, biegsamen Halse. Zu beyden Seiten des Halses laufen die Achseln und die Arme abwärts, deren jeder sich in die wohlgebildete Hand endi-

get. Diese hat ihr eigenes Gelenk, und noch dazu ist jeder Finger dreymal abgegliedert, welches sie überaus fertig zu jeder Regung und Bewegung, und geschickt zu tausenderley Arbeiten und Geschäften macht.

12. Da die äußerste Spitze der Finger sehr zart ist, so sind sie mit starken hornartigen Nägeln bedeckt, damit durch die harten Arbeiten das Fleisch nicht glatt gedrückt, und die feinen, empfindlichen Theile, die darunter liegen, nicht verletzt werden.

13. Betrachte die Beine und die Schenkel! Sie sind rund, stark und dick, und doch geschickt und fertig genug, den Körper zu bewegen, ihn im Gehen, Steigen und Springen zu unterstützen, und ihm jede schöne und gefällige Stellung zu geben.

14. Welch eine Anordnung, welch ein Ebenmaß in allen Theilen des menschlichen Leibes! Jeder derselben ist so lang, so breit, so dick, als es erforderlich ist, um ihn gehörig brauchen zu können. Halt einmal einen Arm, eine Hand, einen Fuß gegen den andern — wie geschmeidig, wie so leicht zu bewegen sind die einzelnen Theile und das Ganze!

15. Über den Leib sind die Nerven in Gestalt dünner Fäden verbreitet, welche insgesammt mit dem Gehirnmarke zusammenhängen. Sie

zertheilen sich in unzählige und zuletzt in unsichtbar werdende Fädlein, und sind dazu bestimmt, von allen Außendingen die Eindrücke aufzunehmen, und sie zum Gehirn zu leiten, wo alsdann das Bewußtseyn der Empfindung entsteht.

16. Die Nerven sind gleichsam die Werkzeuge der Seele, welche nicht bloß den Leib regieren, sondern sich auch von außen allerley Kenntniß und Erfahrung erlangen soll. Wie die Seele durch die Nerven ihren Willen im ganzen Leibe verbreitet und empfindet; so wirket auch der Leib und alles, was ihm nah' und fern', durch sie auf die Seele in einer steten und wunderbaren Vereinigung.

17. Es gehen daher Nerven in die Augen, damit die Seele erfahre, was für Bilder sich jedesmal in den Augen abspiegeln; es gehen Nerven in die Ohren, um der Seele die Empfindungen des Schalles zuzuführen; es gehen Nerven in die Nase für den Sinn des Geruches, in die Zunge für den Sinn des Geschmackes, und in alle Theile des Körpers überhaupt, für den Sinn des Gefühls.

18. Die Augen sind das Werkzeug des edelsten Sinnes, des Gesichtes, und machen eine vorzügliche Zierde des menschlichen Antlitzes aus. Sie sind der Spiegel der Seele. Schaue den Zornigen an: seine Augen flammen; den

Schuldbewußten: er kann den Blick nicht fest zu dir erheben; den Tückischen: er möchte sich vor dir verbergen; den Redlichen, der niemanden zu scheuen, und nicht zu verheimlichen hat: er zeiget den offenen, hellen und freundlichen Blick der Unschuld, durch welchen man in den Grund seiner Seele sehen kann.

19. Die Augen liegen in einer tiefen Höhle im Kopfe auf einem weichen Kissen von Fett, und sind mit starken Knochen, wie mit festen Verschanzungen und Schutzwehren, umgeben, daß sie so leicht nicht beschädiget werden können. Die weichen Augenlieder, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit schließen, sind eine gute Bedeckung der Augen, und zugleich ein Beförderungsmittel des Schlafes, da sie zufallen, sobald der Schlummer sich nähert.

20. Die Augenbraunen dienen theils zur Zierde des Gesichtes, theils zu einem Damme, daß der Schweiß der Stirn nicht in's Auge, sondern seitwärts laufe. — Die Augenlieder halten theils das überflüssige Licht ab, und lassen nur so viele Strahlen ein, als das Auge ertragen kann; theils wehren sie dem geringsten Stäubchen ab, durch welches das Auge verletzt werden könnte.

21. An dem innern Augenwinkel befindet sich eine Drüse, welche die Thränen absondert,

die den Nutzen haben, daß sie das Auge immer feucht erhalten, und den Staub und andere hineinfallende Dinge abwaschen; denn das Auge muß schlüpfrig seyn, um den Blick bald da=, bald dorthin zu richten.

22. Das Auge selbst, welches fast kugelrund ist, besteht aus gewissen Häuten, Feuchtigkeiten, Muskeln und Adern. In der Mitte befindet sich eine Öffnung, der Stern genannt, hinter welchem, in Gestalt eines Brennglases, hell und durchsichtig, an feinen, zarten Fäserchen die Krystall=Linse schwebet. Das Bewunderungswürdigste ist jedoch das netzförmige Häutlein im hintersten Theile des Auges. Es hängt dasselbe mit dem Sehnerven zusammen, der aus dem Gehirn kommt, und auf welchem sich, wie auf einem Spiegel, Häuser und Thürme, Berge und Thäler, Wiesen und Äcker, Blumen, Bäume und Thiere aller Art abbilden. Wie viele Freuden verschafft uns nicht das Auge! Wie angenehm ist's, den blauen Himmel und die glänzenden Sterne, die Sonne, den Mond, Brüder und Schwestern, den guten Vater und die liebe Mutter zu sehen!

23. Und doch sind Kinder und junge Leute so unvorsichtig, als wenn sie nicht wüßten, was für eine Wohlthat Gottes das Augenlicht sey! Sie fuchteln mit Scheren, Messern, Gabeln

und andern spitzigen Werkzeugen hin und her, werfen so oft mit Koth, Sand und Steinen, und im Winter mit Schneeballen auf einander. Wahrhaftig! es braucht wirklich einen Engel, der sie schütze.

24. Stellet euch einmal vor, ihr verlöret durch einen Steinwurf oder durch einen Messerstich euere Augen. Wie unglücklich würdet ihr da seyn! ihr würdet nichts — gar nichts würdet ihr mehr sehen. Alles würde schwarz um euch herum seyn; und wenn ihr am Rande eines tiefen Graben ständet, ihr würdet das nicht bemerken, sondern hoch hinunterstürzen. Ein blinder Mann ist wohl ein armer Mann! Daher haben auch alle Menschen ihre Augen so lieb; daher sagen wir von einem Menschen, den wir sehr lieben: „Er ist mir so lieb, wie mein Augapfel."

25. Zu beyden Seiten der Augen sind die Schläfe, und hinter diesen erheben sich die Ohren, die Werkzeuge des Gehörs. Sie sind nie geschlossen, sondern stehen Tag und Nacht offen, um uns zu dienen, wie uns keiner der anderen Sinne zu dienen vermag: denn wer wollte vielleicht nicht lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör seyn?

26. Das äußere Ohr gleicht einer Muschelschale, die schön und zierlich gebogen ist, und mancherley Erhöhungen und Vertiefungen hat,

um den Schall aufzufangen, und ihn in's innere Ohr fortzupflanzen.

27. Die inneren Theile des Ohres sind wunderbar. Da ist der Gehörgang, eine schlangenförmige, krumme Röhre, den das Ohrenschmalz stets geschmeidig erhält, und vor der rauhen Luft, vor Staub und schädlichen Thierchen sichert. Der Gehörgang erstreckt sich bis an die Trommelhöhle, wo er von dieser durch die Trommelhaut abgesondert wird, die über einen länglich runden, hohlen, beinernen Grund gespannt ist. In der Trommelhöhle befinden sich einige ungemein zarte Knöchelchen, um den Schall zu verstärken. Hierauf folgt der Irrgang oder die innerste gekrümmte Höhle, und in derselben der schneckenförmige Gang. Hinter diesem endlich liegt der Gehörnerve, der nach dem Gehirne läuft. — Sobald der Schall, der eine zitternde Bewegung der Luft ist, an das äußere Ohr stößt; so geht er durch den Gehörgang, erschüttert die Trommelhaut, und tritt, verstärkt, in den Irrgang, wo er auf die Nerven so stark wirket, daß er empfunden wird, und dasjenige verursacht, was wir das Hören nennen.

28. Die Ohren verschaffen uns vieles und großes Vergnügen. Wir hören den Gesang der Vögel, das Rauschen des Wassers, das Sausen

des Windes, die Stimmen der Menschen und Thiere; wir hören, was unsere Ältern und andere liebe Personen mit uns sprechen.

29. Die Nase, die nicht nur allein zum Riechen, sondern auch zum Athmenhohlen und zum Sprechen dient, ist ebenfalls ein künstliches Werkzeug. Sie ist eine aus Knochen und Knorpeln bestehende Höhle, welche durch eine Scheidewand in zwey Hälften getheilt wird.

30. Die Löcherchen des sogenannten Siebbeins über der Nase sind mit den zartesten Nervenfäden ganz angefüllet, welche aus dem Gehirne herablaufen, und sich innerhalb der Nase, wie der feinste Schleyer, in einer Menge kleiner Ästlein verbreiten, und die Geruchswerkzeuge sind.

31. Indem nun die feinen Ausdünstungen der Dinge um uns her dieselben berühren, und sie bald stärker, bald schwächer, bald auf eine angenehme, und bald auf eine unangenehme Art reitzen; so wird dadurch die Empfindung des Riechens erregt.

32. Da aber durch das beständige Aus- und Einströmen der Luft dieses feine Nervengewebe bald vertrocknen und unbrauchbar werden würde; so hat der Schöpfer aus verschiedenen Gegenden des Kopfes Adern dahin geleitet, aus denen sich immerfort eine Feuchtigkeit abson-

dert. Auch aus den innern Augenwinkeln kommt die überflüssige Thränenfeuchtigkeit durch besondere Wege in die Nase, um den zähe gewordenen Nasenschleim zu verdünnen, und so die Nase zu reinigen.

33. Wie gut hat es Gott mit uns gemeint, daß er die Nase, als Werkzeug des Geruches, über den Mund gesetzt, damit derselbe durch den angenehmen Geruch wohlschmeckender Speisen noch mehr gereitzt, zugleich aber auch vor dem Genusse ekelhafter und schädlicher Dinge gewarnt werde!

34. Der Sinn des Geruches gewährt uns mancherley Vortheile und Vergnügungen; denn außer dem, daß er den Geschmack unterstützt, und die Lieblichkeit angenehmer Speisen und Getränke befördert, ist er gar oft nur das einzige Mittel, ähnlich aussehende Dinge zu unterscheiden, und die Bestandtheile mancher Körper näher zu erkennen, um sie zu unserem Nutzen zu gebrauchen; er warnet vor schädlichen Dünsten, und hilft uns nicht selten eine Feuersbrunst früher entdecken, als das Auge sie wahrnimmt. Und welch ein unschuldiges Vergnügen verschaffen uns die lieblichen Gerüche der Blumen, Kräuter und Früchte!

35. Unterhalb der Nase befindet sich der **Mund** mit den purpurrothen **Lippen**. Er um-

schließt einen wichtigen Sinn, den Sinn des Geschmackes. Die Zunge ist zwar das vornehmste Werkzeug desselben; doch ist auch der Gaumen mit dem Schlunde dazu behülflich. Sie leistet uns drey vorzügliche Dienste: wir brauchen sie zum Schmecken, zum Herumwenden und Hinabschlingen der Nahrungsmittel, und zum Sprechen.

36. Die mannigfaltigen Bewegungen, deren die Zunge fähig ist, rühren von den Muskeln her, aus denen sie besteht, welche sich auf alle nur mögliche Weise krümmen lassen, und theils an dem gabelförmigen, mit der Luftröhre zusammenhängenden Zungenbeine, theils am Halse und Rachen festsitzen.

37. Auf der Oberfläche der Zunge ist eine große Menge Nervenwärzchen vorhanden, die, wenn sie von den schmackhaften Theilchen der Speisen und Getränke berührt werden, den Geschmack derselben empfinden. Neben und unter der Zunge sind auch viele Drüsen, welche den seifenartigen Speichel zuführen, ohne welchen trockene Sachen keinen Geschmack für uns hätten, und die Verdauung im Magen weniger leicht von Staaten gehen würde.

38. Der Sinn des Geschmackes ist für uns nicht nur ein Wächter der Gesundheit, sondern er wird auch der erste Bothe innerlicher Krank-

heiten. Einem kranken Menschen werden ja viele Speisen ekelhaft, die er in gesunden Tagen gern genossen; und auch der Geschmack kann sich so verändern, daß uns jetzt manches reitzt, was uns sonst widerlich vorkam.

39. Es ist unmöglich, die angenehmen Empfindungen zu zählen, welche uns der Sinn des Geschmackes verursacht, und die so viel zum frohen Lebensgenusse beytragen, doch werden sie ein edles Gemüth immer mit Dank gegen Gott erfüllen. Nie ißt man mit mehr Vergnügen, als wenn man gearbeitet hat und hungrig ist; die gemeinsten Speisen schmecken uns dann vortrefflich. Hunger, Durst und Müdigkeit sind die besten Gewürze.

40. Der Sinn des Gefühls ist nicht so, wie die übrigen Sinne, auf einen gewissen Theil des Leibes eingeschränkt, sondern er verbreitet sich über den ganzen Leib, wenige Theile ausgenommen, die, wie z. B. die Nägel, nervenlos sind. Zwar ist auch die äußere Haut, welche den Leib umgibt, ohne Nerven, also gefühllos; aber unter derselben liegt eine stärkere Haut, in welcher die Werkzeuge des Gefühls, die Gefühlnerven, in Gestalt kleiner Warzen sich befinden, die, wenn sie durch äußere Gegenstände berührt werden, in uns die Empfindung des Gefühls hervorbringen.

41. Je mehr Nerven sich an einem Gliede in der Unterhaut befinden, und je stärker dieselben sind; desto stärker und lebhafter ist das Gefühl. Vorzüglich fein ist es an den Fingerspitzen, weil an diesen die Nervenwarzen in großer Menge vorhanden und nur von einem dünnen Oberhäutchen bedeckt sind, wenn wir es nicht durch harte Arbeiten u. dgl. dick und schwielig gemacht haben.

42. Jedoch fühlen wir nicht nur an den äußeren, sondern auch an den inneren Theilen unseres Leibes, weil auch diese mit Nerven ganz durchwebt sind. Wir fühlen ja oft Schmerzen im Magen, in den Gedärmen, in der Lunge, im Kopfe, im Halse ꝛc. ꝛc. Auch Durst und Hunger sind körperliche Gefühle.

43. Wie gut ist es, daß wir fühlen können! Ohne Gefühl würden wir zu den meisten Geschäften unnütz seyn, und uns in der Finsterniß manchmal gar nicht zu helfen wissen. Verletzungen würden wir nicht frühzeitig genug ausweichen, und Krankheiten erst dann gewahr werden können, wenn sie nicht mehr zu heilen wären.

44. Ja, der Leib des Menschen ist ein Tempel Gottes, aber nur dadurch, daß die Seele (der Geist), das Ebenbild Gottes, in ihm wohnet, und ihn belebt.

45. Wer ist es also, der das Bild im Auge, und den Schall im Ohre bemerket? wer riecht und schmeckt? wer fühlet jede, auch die leiseste Berührung? — Die Seele. — Mein Ohr weiß nichts von den bunten Farben für's Gesicht, und das Auge nichts vom Gesange für das Ohr: und doch weiß ich von beyden; kann eines mit dem anderen vergleichen, und eines von dem anderen unterscheiden. Wer ist das Ich, in welches Farbe und Gesang, wie in Eines, zusammenfließen? wer ist das Ich, das jedes besonders, und beydes zugleich kennt? — Die Seele.

46. Wir können uns nicht genug wundern über die Macht und Weisheit desjenigen, der mit so vieler Kunst das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, die Nase für den Geruch, die Zunge für den Geschmack gebildet, und die Nerven für das Gefühl über den ganzen Leib gewebet hat. Aber wir müssen staunen über den Schöpfer der Seele. In diese hat er, was in den Sinnen theilweise liegt, allein zusammengefaßt: er hat sie fähig erschaffen, Licht und Ton, Geruch und Geschmack, und jede fühlbare Veränderung des Leibes zu empfinden, zu bemerken, und zu unterscheiden.

47. Wir können uns nicht genug wundern über die Macht und Weisheit desjenigen, der unserer Zunge Behendigkeit zum Sprechen, un-

seren Händen und Fingern Geschicklichkeit zum Arbeiten, allen unseren Gliedern Gelenkigkeit zur Bewegung gegeben hat. Aber wir müssen staunen über den Schöpfer unserer Seele, in welche er die Kraft gelegt hat, alle die tausend verschiedenen Bewegungen unseres Leibes, alle die schicklichen Wendungen und hurtigen Lenkungen unserer Glieder hervorzubringen. Die Seele will — und das Auge öffnet und schließt sich; die Hand erfaßt, der Arm streckt, der Fuß hebt sich; alle Nerven sind gespannt, der ganze Leib ist in Bewegung. Und dieser Gehorsam der Sinne und der Glieder wird so leicht und so schnell bewirkt, daß zwischen dem still gedachten „Ich will“ und ihrer Bewegung kein Augenblick verfließt.

48. Die Seele sammelt durch die Sinne immer neue Vorstellungen ein, die sie durch Eindrücke und Bilder von allen sinnlichen Gegenständen erhält; aber diese Vorstellungen verschwinden nicht sogleich wieder, wenn sie in die Seele kommen; sie entfahren nicht, wie die Luft aus den Händen, wenn man sie anfassen will. Die Seele kann alle diese Vorstellungen sich gegenwärtig und fest halten; sie kann dieselben nach allen ihren Merkmalen anschauen, nach Belieben ihre Aufmerksamkeit da- oder dorthin wenden, sie mit einander vergleichen, ihre Ähnlichkeit oder ihren Unterschied bemerken, mitten in

den sinnlichen Reitzen, in denen sie erscheinen, die bösen Folgen vorhersehen, mitten in den schmerzhaften Eindrücken, die sie verursachen, sich zur Ruhe, zur Geduld und Standhaftigkeit ermuntern, und selbst dem Tode, der dem Leibe ein Glied nach dem anderen wegzehret, getrost und hoffnungsvoll entgegensehen.

III.

Wohlseyn des Leibes und der Seele.

1. Es ist ein großes Glück für mich, daß ich mit einem gesunden Leibe auf die Welt gekommen bin; aber dieser ist nicht von Eisen und Stahl: er kann sehr leicht krank und gebrechlich werden. Man soll schon frühzeitig lernen, für die Gesundheit zu sorgen. Wer das erst spät lernet, hat schon oft viel verloren, und muß es seine Lebetage bereuen.

2. Ohne Schmerzen seyn, den freyen Gebrauch seiner Sinne und Glieder haben, mit Vergnügen essen und trinken, ruhig schlafen, nach Belieben ausgehen können, die Schönheiten der Natur und den Umgang der Menschen genießen,

nützliche und angenehme Arbeiten und Geschäfte verrichten, keine Langweile haben — das sind die Vortheile, die mir die Gesundheit gewährt. Wer nie krank gewesen, empfindet den Werth derselben nur wenig.

3. Reine Luft ist der Gesundheit sehr zuträglich, und dem Menschen eben so unentbehrlich, als dem Fische das frische Wasser. Ich bin daher gern in freyer Luft, und vermeide die allzu warmen Zimmer. Bey feuchter Luft muß ich mich stark und rasch bewegen, doch so, daß ich nicht in Schweiß gerathe.

4. Sobald der Hunger gestillt ist, muß ich zu essen aufhören, und mich nicht verführen lassen mehr zu essen, als mir gedeihlich ist. Der Magen kann das Überflüssige nicht leicht zu gesunden Nahrungssäften verdauen. Daher drückt und schmerzt es oft; und Kopfweh und unruhiger Schlaf, Eckel vor dem Essen ꝛc. ꝛc. sind die Folgen der Unmäßigkeit, welche uns unter die Thiere erniedriget.

5. Wasser ist das gesundeste Getränk. Manche Leute wollen das nicht glauben, und trinken lieber Bier, Wein und Branntwein. Wer Wasser trinkt, wendet viele Krankheiten von sich ab, und behält einen gesunden und starken Magen, der die Speisen gut verdauet, und nützliche Nahrungssäfte bereitet. Erwachsene und alte Per-

nen dürfen wohl zuweilen zu ihrer Stärkung Bier und Wein trinken; Kinder aber nicht, wenn sie nüchtern und gesund bleiben wollen.

6. Ohne körperliche Bewegung und Arbeit kann Niemand gesund und frohen Muthes seyn. Darum will ich arbeiten lernen, und Alles frisch thun, was mir zu thun aufgetragen wird. Arbeiten ist ja nichts Beschwerliches. Wer sich daran gewöhnt, der findet so viel Vergnügen dabey, daß er ohne Arbeit gar nicht mehr seyn kann: aber der Müssiggang ist eine beschwerliche Sache; denn er macht weichlich und verdrüßlich und mürrisch, und das ist auch der Gesundheit nachtheilig.

7. Zu vieles und zu langes Schlafen verdichtet die Säfte des Leibes; macht träg und dumm, raubet die Zeit zu so manchen guten Werken, die man wachend verrichten könnte, bringt in Noth und Armuth, und ist ein wahrer Lebensverlust.

8. Ich soll die Reinlichkeit lieben. Wer die Reinlichkeit liebt, der sorgt dadurch für seine Gesundheit und für sein Wohlseyn. Sie ist für den Menschen das, was die Luft, der Thau und Regen für die Pflanzen ist. Sey es auch, daß ich arm bin, reinlich kann ich doch seyn; denn Unsauberkeit und Schmutz ist mehr die Folge der Trägheit und Nachlässigkeit, als der Armuth.

Wasser kostet nichts, und ist überall leicht zu haben. Möchte ich es nur recht oft zum Waschen und Säubern gebrauchen!

9. Ich bin jetzt noch jung, und lebe in meiner Ältern Hause; aber das wird nicht immer so seyn. Ich werde mein Brod weiter suchen müssen, und weil die Welt so groß ist, so weiß ich jetzt nicht, wohin ich noch kommen könne, und wie es mir einst gehen werde. Da soll ich mich dann in Zeit und Umstände schicken. Wie werde ich aber das können, wenn ich mich nicht schon in meiner Jugend gewöhne, diejenigen Beschwerlichkeiten zu ertragen, die mich jetzt schon treffen, oder wenigstens zu seiner Zeit treffen könnten? Ich soll mich also bereit machen, Regen und Wind, Frost und Hitze, Hunger und Durst, und tausend andere Dinge, die man Noth und Ungemach nennt, willig und standhaft zu dulden. Wer weichlich und verzärtelt ist, taugt wenig oder gar nicht in die Welt.

10. Wohl mir, wenn in meinem gesunden Leibe auch eine gesunde Seele wohnet! Wenn die Seele gesund seyn, und sich wohl befinden soll; so muß sie viel Nützliches und Gutes wissen, und frey von allem Bösen seyn. Wie könnte ich Gott und den Menschen gefallen, und ein vergnügtes und glückliches Leben führen, wenn ich unwissend und böse wäre.

11. Ich muß so viel zu lernen suchen, daß ich als ein brauchbarer und nützlicher Mensch mich ehrlich und redlich in der Welt fortzubringen im Stande bin. Mehr brauche ich nicht.

12. Ich begnüge mich aber nicht damit, daß ich bloß mein Gedächtniß anfülle, und Vieles hersagen kann. Was ich lerne, das muß ich auch verstehen: ich muß wissen, was dieß oder jenes ist, und wie es gemacht wird; warum so und nicht anders; warum dieses wahr und jenes falsch, dieß nützlich und jenes schädlich ist.

13. Was ich lerne, das muß ich recht und gründlich lernen, damit ich meiner Sache gewiß werde, und das Gelernte desto besser für mich und für Andere brauchen könne. Ich muß mir daher die Dinge so vorstellen, wie sie wirklich sind, um mich zu gewöhnen, richtig zu denken, zu urtheilen und zu sprechen.

14. Je wißbegieriger ich bin, desto mehr Einsichten erlange ich. Darum will ich recht aufmerksam seyn auf alles Gute und Nützliche. Man wird nur nach und nach verständiger, und die Kenntniß einer Sache leitet zur Kenntniß einer anderen.

15. Das Lesen hilft mir zu vielen nützlichen Kenntnissen; man muß aber richtig und mit Nachdenken lesen. Das Schreiben verhilft mir zum Behalten des Erlernten, und ich kann da-

durch in Briefen mit theuern und lieben Personen reden, wenn sie auch noch so weit von mir entfernt sind; aber ich muß mich auf mehr verstehen, als auf das Buchstabenmahlen. Das Rechnen ist im täglichen Leben unentbeherlich: wer es nicht gelernet hat, wird oft betrogen, und weiß sich in vielen Dingen nicht zu helfen.

16. Wer Gelegenheit hat, mehr als Andere zu lernen, thut sehr unrecht, wenn er sie unbenützt vorbeystreichen läßt. Sehr erfreuend und nützlich ist es, die Natur, Gottes Werk, kennen zu lernen. Viele Menschen wissen davon wenig oder gar nichts; sie leben auch dahin, freudenlos und mehrentheils verdrießlich, in der Welt, die Gott so schön geschaffen hat.

17. Es hat Menschen gegeben, welche geglaubt haben, sie brauchten nur bis auf ein gewisses Jahr zu lernen, könnten dann aus der Schule treten, und dürften das Lernen für immer aufhören. Diese sind aber auch Zeitlebens Kinder an Verstande geblieben, und sowohl sich selber, als auch ihren Nebenmenschen mehr schädlich als nützlich geworden. Wann soll ich denn zu lernen aufhören? In meinem Leben nie! —

18. Jetzt kann ich freylich noch nicht von Allem, was ich lerne, den Nutzen sehen, den ich künftig davon haben werde; ich glaube es aber ganz gewiß, weil diejenigen es mir sagen,

die mich lieben, es gut mit mir meinen, und verständiger und erfahrner sind, als ich. Wer weisen und guten Menschen nicht glauben wollte; der würde es einst mit Seufzern und Thränen bereuen müssen.

19. Wenn ich auch noch so viel Schönes und Nützliches wüßte, es aber nicht recht anwendete; was für einen Vortheil hätte ich davon? So muß ich denn allezeit nach der guten und richtigen Einsicht handeln; nicht nach sinnlichen Trieben, wie die vernunftlosen Thiere, oder aus Eigensinn!

20. Ich habe ja Vermögen und Freyheit, dieses zu thun und jenes zu lassen; dieses zu begehren und jenes zu verabscheuen. Ich kann sowohl das Gute, als auch das Böse, wollen. Allein wer tugendhaft ist, will nur das Gute, und das Böse verabscheuet und flieht er.

21. Wer bey dem, was er thut, darauf merkt, ob es ihn vergnügt und froh, oder ob es ihn mißvergnügt und traurig macht, der wird bald einsehen lernen, warum das Gute gebothen und das Böse verbothen ist: denn dieses bringt früh oder spät alle Mal Reue und Elend, jenes aber Ruhe und Freude.

22. Immer will ich daher aufmerksam seyn auf die Folgen meines Verhaltens, und mich vor jedem Anfange im Bösen sorgfältig hüthen. Habe

ich aber gefehlt und Böses gethan; so gebe Gott, daß ich es nicht wiederhohle, sondern mich im Augenblicke eines Besseren besinne, und wieder auf den rechten Weg zurückkehre; denn man könnte sonst des Bösen leicht gewohnt werden, und böse Gewohnheiten lassen sich schwer oder gar nicht ablegen.

23. Einfältige und leichtsinnige Menschen, denen es mit ihrer Besserung kein wahrer Ernst ist, entschuldigen gemeiniglich ihre bösen Gesinnungen und Handlungen damit, „daß Andere eben so denken; daß es die meisten auch nicht besser machen, als diese oder jene seyen.“ — O ich würde mich sehr unglücklich machen, wenn ich mich bey meinen Fehlern und Mängeln auch so entschuldigen und beruhigen wollte! Nein! vielmehr will ich mich oft selbst fragen: „Ist das recht und billig? darf ich das, was ich denke und thue, gute Menschen wissen lassen? gefalle ich damit Gott, der Alles sieht und hört? wird es mich nicht gereuen? ist es mir und anderen Menschen nützlich?“ — so werde ich weniger fehlen, und so leicht nicht unrecht thun.

24. Bey dem Guten, das von mir gefordert wird, kommt viel auf mich selbst, auf meinen Willen, an. Wenn ich das Gute aus Liebe zu Gott verrichte; wenn ich, auch da ich allein, und entfernt von den Augen meiner Ältern, Leh-

rer und Vorgesetzten bin, vor allem Bösen mich hüthe, weil ich weiß, daß der Allgegenwärtige mich sieht und beobachtet; so habe ich schon Fortschritte in der Tugend gemacht, ohne die es kein Glück und kein Wohlseyn auf Erden gibt.

IV.

Menschengeschichte.

1. Die Erde ist da, daß der Mensch sie nutze; und der Mensch, daß er Gott diene. In dieser doppelten Beziehung haben sich die Menschen von jeher von einander unterschieden, nämlich, wie sie das Himmlische und das Irdische, das Ewige und das Zeitliche suchten und fanden.

2. Gott, der Wahrhaftige und Alleinige, hat sich den ersten Menschen, unsern Stammältern kund gethan; sie sollten sein Daseyn, seine Allmacht und Güte erkennen, und seinen Gebothen nachleben in Treue und Ehrfurcht. Diese Offenbarung wiederhohlte er nachmals den Erzvätern; und Er erwählte sich das Volk Israel, damit das Andenken an Ihn und sein Gesetz rein

und wahr erhalten würde bis zur Zeit der Erfüllung.

3. Die übrigen Völker aber vergassen bald des alleinigen, wahrhaftigen Gottes. Statt des Urhebers aller Dinge, betheten sie diese Dinge selbst an, die Sonne und den Mond, die Wogen und die Winde, die wohlthätigen und die fürchterlichen Kräfte, welche Gott in die Natur gelegt hat. Und diesen selbstgemachten Göttern dienten sie, und brachten ihnen Opfer, sogar Menschenopfer. Das Laster selbst war bey vielen ein gefälliger Gottesdienst.

4. In dieser unseligen Verblendung lebten die meisten Völker der Erde. Zwar losch das ursprüngliche Andenken an den wahren Gott und dessen Gesetz in den Herzen der Bessern unter ihnen nie ganz aus, und das natürliche Licht, die Vernunft, leuchtete ihnen, daß sie das Rechte und Billige und Wahre zum Theil erkannten. Aber die Menge selbst war tief versunken in Abgötterey und Aberglauben.

5. Endlich erschien Jesus Christus, der Heiland der Welt; und mit Ihm ging, gleich einer Sonne, Licht und Leben für die Menschheit auf.

6. Es hat zwar noch lange Zeit gebraucht, bis der Same des Evangeliums in alle Welt ausgestreut wurde, und noch jetzt gibt es viele Millionen Menschen, zu denen das Wort des

Heils noch nicht gedrungen ist. Aber das große, christliche Volk ist doch, dem Geiste nach, bey weitem das mächtigste auf Erden; Gott sendet aus dessen Mitte seine Bothen aus nach allen Weltgegenden; und wenn auch dermalen noch nur einzelne Samenkörner in jenen öden Gegenden der Heidenländer Wurzel fassen, so bringen sie doch tausendfältige Früchte für die Zukunft.

7. Von jeher waren die Menschen um das Reich Gottes minder besorgt, als um das Reich dieser Welt. Nun dürfen und sollen wir zwar während unserer Erden-Wallfahrt auf das bedacht seyn, was uns hienieden nöthig, nützlich und angenehm ist; wenn wir nur dabey nie der Heimath vergessen, die da im Himmel ist.

8. Ursprünglich hatten die Menschen noch wenige und geringe Bedürfnisse; sie begnügten sich mit einfacher Nahrung und Kleidung und Obdach. Einige unter ihnen ernährten sich von der Jagd; andere vom Fischfange; wieder andere von der Viehzucht. So ist es noch in gar vielen Ländern, wo Menschen wohnen, welche noch in keiner gebildeten, gesellschaftlichen Verbindung leben, und die darum Wilde genannt werden.

9. Später wurde der Ackerbau erfunden; die Menschen säeten Getreide, pflanzten Weinstöcke und Obstbäume. Die Hütten wurden fest-

stehend; es bildeten sich Dörfer und Städte. Aus Familien wurden Stämme; aus mehrern Stämmen Völker und Staaten, die unter einem Oberhaupte, einem Könige, standen.

10. Der älteste bekannte Staat dieser Art, oder Monarchie, war der assyrische. Er wurde anderthalbtausend Jahre vor Christi Geburt von Ninus gestiftet, und breitete sich im mittleren Asien zwischen dem Euphrat und dem kaspischen Meere aus. Nach 500 Jahren lös'te er sich in mehrere andere auf.

11. Um jene Zeit bildete sich in jenen Gegenden die zweyte große Monarchie, die persische, durch Cyrus. Dieser König und seine Nachfolger breiteten ihre Herrschaft auch über einen Theil von Afrika und Europa aus. Nach ein paar hundert Jahren wurde jedoch auch dieses große Reich zerstört.

12. Dieses geschah durch die Griechen, unter Alexander dem Großen, welcher nicht nur die persischen Länder eroberte, sondern auch bis Indien vordrang. So entstand die dritte Monarchie der Welt, die griechische. Nach seinem Tode jedoch theilten sich seine Feldherren in die verschiedenen Länder, und es bildeten sich die Reiche von Ägypten, Syrien, und noch viele andere.

13. Alle diese Reiche wurden zuletzt von den Römern erobert, und es entstand, 31 Jahre vor Christi Geburt, unter Kaiser Augustus, die vierte Welt-Monarchie, die römische. Diese umfaßte nach und nach beynahe die ganze damals bekannte Welt. Nach 300 Jahren zerfiel sie in das abendländische und morgenländische Kaiserthum. Jenes wurde bald nachher von deutschen Völkern zerstört, die sich in dessen schöne Länder, Spanien, Frankreich, Italien u. s. w., theilten; das Reich des morgenländischen Kaisers, der seinen Sitz zu Constantinopel hatte, dauerte noch, wiewohl unter immerwährendem Kampfe und Verluste tausend Jahre fort, bis es endlich der Macht der Türken gänzlich unterlag.

14. So sehen wir denn in der Geschichte eine beynahe ununterbrochene Reihe von Kriegen. Besonders blutig und furchtbar wurden sie von den alten Völkern geführt; oft endeten sie mit der Ausrottung oder mit der Sklaverey ganzer Völker. Doch, wie die Stürme in der Natur, so hatten auch die Kriege ihren vielfachen Nutzen. Die Menschen lernten fremde Länder und Völker kennen; das Gute wurde nachgeahmt, das Nützliche verpflanzt, das Schöne und Wahre verbreitet.

15. Dazu verhalf von jeher besonders auch der Handel. Woran ein Volk Überfluß hat,

das theilt es einem andern mit, und tauscht dagegen das ein, woran es selbst Mangel leidet. Unter den alten Völkern waren vorzüglich die Phönizier und die Karthager Handelsleute der Welt; jene von Asien, diese von Afrika aus, doch war damals der Verkehr beynahe nur noch unter den Küstenbewohnern des mittelländischen Meeres. Denn erst etwa seit dreyhundert Jahren, seit Erfindung des Compasses konnten sich die Seefahrer in's weite, große Meer hinauswagen, und die Waaren in die entferntesten Theile der Welt führen, und von daher andere Schätze hohlen.

16. Überhaupt nahm der Handel in dem Maße zu, als die Erfindungen in Gewerben, Künsten und Wissenschaften zunahmen. Die alten Völker hatten es darin schon weit gebracht. Besonders waren die Griechen feine und erfinderische Köpfe; und sie begnügten sich nicht bloß mit dem Erwerb dessen, was zum Bedürfnisse des Lebens gehört, sondern verlegten sich auch mit vielem Fleiß und Erfolg auf das, was zur Verschönerung und Veredelung des Lebens dient. Sie hatten viele weise Männer und große Künstler, und ihre Werke in der Wissenschaft und Kunst gelten noch heut zu Tage als Muster.

17. Die Römer ahmten ihnen hierin nach, obgleich sie ihre Meister nicht erreichten. Da-

gegen gaben die Römer, in den ersten Zeiten ihres Staates, schöne Beyspiele bürgerlicher Tugend und Weisheit; wie denn auch zuletzt ihrer Tapferkeit die ganze Welt unterliegen mußte. So wie sie aber in ihren Sitten ausarteten, so verfiel auch ihr Staat, und wurde zuletzt die Beute wilder Horden.

18. Es bedurfte eine Zeit von mehrern Jahrhunderten, bis die deutschen Völker, welche das Abendland an sich gerissen, für Sitte und Religion, für Kunst und Wissenschaft gewonnen wurden. Unter den weltlichen Regenten, welche hiezu viel beygetragen haben, ist der preiswürdigste — Karl der Große, der um das Jahr 800 lebte. Er stiftete viele Bisthümer, Klöster und Schulen, und machte überhaupt gute Einrichtungen zur Bildung der abendländischen Völker, deren Kaiser er war.

19. Es geht in der Bildung der Menschheit, wie in der Natur; es kommt alles nur langsam zur Blüthe und zur Reife. Die Zeit der Barbarey, wie man jene Jahrhunderte nennet, war gleichsam der Winter, während dessen die Keime des Guten und Wahren, unter der Pflege der Vorsehung, verborgen im Schooße der Völker lagen. Dann folgten nach einem kurzen Vorfrühlinge, der Zeit Karl des Großen, die April-Stürme. Damit kann man

jene zweyhundertjährigen Kriege vergleichen, welche die abendländischen Völker mit den Muhamedanern geführt haben, um das heilige Land und das Grab Christi aus den Händen der Ungläubigen zu befreyen. Diese Kreuzzüge, wie man sie gewöhnlich nennet, obgleich sie das Abendland sehr entvölkerten, und sonst viel Unheil brachten, haben doch auch, wie überhaupt die Kriege, vielen Nutzen gebracht, und zur Bildung der Völker des Abendlandes sehr beygetragen. Besonders hat der Bürgerstand seine Entstehung den Ereignissen jener Zeit zu verdanken, und Handel und Gewerbe und Kunstfleiß haben von daher immer mehr zugenommen.

20. Endlich kam die Blüthezeit der christlichen Bildung, das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert. Was wir noch an großen und schönen Tempeln und prächtigen Pallästen bewundern, das ist größten Theils zu jener Zeit entstanden. Die Künstler aller Art beeiferten sich, das Schönste darzustellen in Ton und Farbe und Rede; und noch stehen ihre Werke unerreichbar da. Auch die Wissenschaften wurden fleißig gepflegt. Man suchte die Schätze wieder auf, welche die Alten uns hinterlassen haben. Hohe Schulen wurden errichtet, um die heranwachsende Jugend zur Gelehrsamkeit zu erziehen. Hiezu kam noch die Erfindung der Buchdrucker-

kunst, wodurch die Werke des menschlichen Geistes auf die leichteste Art vervielfältiget und mitgetheilt werden konnten.

21. Unter allen gebildeten Völkern der Welt ist das deutsche Volk, dem wir angehören, das aufgeklärteste und gesittetste. Gleichwie unser Land mitten inne liegt zwischen den südlichen und nördlichen Ländern, so eignet sich der deutsche Geist gern alles Gute zu, was er an andern Völkern Rühmliches findet. Auch ist in keinem andern Lande die Geistesbildung und der häusliche Wohlstand durch alle Stände so sehr verbreitet, wie unter den Deutschen. In unzähligen hohen und niedern Schulen wird die vaterländische Jugend zur Tüchtigkeit in dem künftigen Berufe herangebildet. Der Landmann wetteifert mit dem Bürger in Betriebsamkeit, und beyde genießen Achtung und Recht vor dem Gesetze, wie der Adel. Und, während der Krieger immer bereit steht, den Herd und den Altar gegen jeglichen Feind zu vertheidigen, so predigt der Geistliche durch Wort und Beyspiel Gehorsam, Liebe und Religion. So leben die Deutschen, unter geliebten Fürsten, in Ruhe und Eintracht neben einander, und segnen ihr Vaterland, mit Dank gegen die Vorsehung.

V.

Erdebeschreibung.

1. Gott hat die Erde den Menschen zum Wohnorte angewiesen. Diese leben längere oder kürzere Zeit auf derselben, und genießen von ihren Früchten und Gütern; denn sie ist unerschöpflich fruchtbar, und bringt Alles hervor, was wir zur Befriedigung unserer Bedürfnisse nöthig haben. Wenigstens tausend Millionen Menschen wohnen auf dieser Erde, und es ist immer Raum genug für noch mehrere übrig.

2. Die Erde ist ringsumher von Geschöpfen bewohnt, mit Häusern besetzt, und mit Meeren und Flüssen, mit Bergen und Thälern versehen. Wir mögen auf der Erde stehen, wo wir wollen, so haben wir den Himmel über uns, und es scheint, als ständen wir auf der obersten Seite derselben.

3. Wenn man nun hört, daß auch auf der untersten Hälfte der Erde Geschöpfe wohnen sollen; so erstaunt man, und möchte lieber daran

zweifeln, indem man glaubt, sie müßten sich da mühsam an die Erde anklammern, um nicht von ihr hinweg in den unendlichen Abgrund hinunter zu stürzen. Allein dieß geschieht nicht; denn die Erde zieht auf allen Seiten Alles an sich, was zu ihr gehört. Nichts kann von ihr hinweg in die Luft hineinfallen. Wie ein Stein, der in die Höhe geschleudert wird, fällt Alles wieder der Erde zu.

4. Der Erdkreis, der in der Luft, wie im Wasser, schwimmt, ist von außerordentlicher Größe. Wenn es möglich wäre, in einer geraden Linie um denselben herumzugehen; so würde man 5400 Meilen weit zu gehen haben, und wenn man auch an jedem Tage zehn Stunden zurücklegte, beynahe drey Jahre zu einer solchen Reise brauchen. Wie groß muß nun erst die ganze Oberfläche der Erde, der Länge und Breite nach, seyn? Nicht weniger, als 9,288,000 Quadratmeilen.

5. Diese ungeheure Fläche ist jedoch nicht so, wie bey uns, immer nur festes Land. Das feste Land macht kaum den dritten Theil derselben aus. Alles Übrige ist mit Wasser bedeckt, und gleicht einem unübersehbaren See, in welchem die Erde selbst zu schwimmen scheint. Dieses große Wasser nennt man Meer. Alle Bäche, Flüsse und Ströme des festen Landes füh-

ren demselben, freylich oft auf sehr weiten Wegen, ihr Gewässer zu.

6. Schon seit langer Zeit hat man, der Ordnung und Bequemlichkeit wegen, die Erde in vier große Theile abgetheilt, die man deßhalb Welt- oder vielmehr Erdtheile nennt. Diese Theile heißen: Europa, Asien, Afrika und Amerika. In neuern Zeiten fing man auch an, von einem fünften Theile der Erde zu reden, welcher gewöhnlich Südindien oder Australien genannt wird. Diese fünf Theile der Erde liegen um und neben einander herum, und stoßen sogar an mehreren Orten unmittelbar an einander. Nur Südindien ist durch ein großes Meer, und Amerika durch ein noch größeres von den übrigen Erdtheilen getrennt.

7. Jeder Erdtheil wird wieder in viele und große Theile getheilt, die man Länder nennt, und auch diese haben wieder verschiedene Namen, und sind entweder Kaiserthümer oder Königreiche, Herzogthümer, Fürstenthümer, u. dgl.

8. Alle Länder liegen eben so, wie die Erdtheile, um und neben einander herum nach allen vier Weltgegenden hin — nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Man kann nicht sagen, welches das erste, und welches das letzte Land sey; wo die Erde anfan-

ge, und wo sie aufhöre; so wenig man das von einer Kugel sagen kann. Allenthalben trifft man Wasser und Erde, Meer und festes Land, an, und es hat von jeher Menschen gegeben, welche rings um die ganze Erde gekommen sind. Indeß gibt es doch auch Gegenden, wohin wegen außerordentlicher Kälte bisher kein Mensch dringen konnte; so wie es im Gegentheile wieder Orte gibt, welche der außerordentlichen Hitze wegen nie ein Menschenfuß betreten hat.

9. Obgleich man überall die Sonne auf- und niedergehen, die Sterne Nachts am Himmelsgewölbe funkeln, und den Mond an demselben glänzen sieht, so ist doch nicht überall Tag und Nacht von gleicher Länge; so herrscht doch nicht überall gleich große Kälte und Hitze: so wechseln doch nicht überall die vier Jahreszeiten in der nämlichen Ordnung, wie bey uns. Es gibt Länder, die, wie die höchsten Spitzen der Berge, mit ewigem Schnee bedeckt sind; andere, welche von den sengenden Sonnenstrahlen, wie von einem verzehrenden Feuer, ausgebrannt werden. Noch andere haben eine gemäßigte Witterung, und es folgen daselbst die Jahreszeiten in eben der Ordnung auf einander, wie bey uns.

10. Die Menschen, welche in den verschiedenen Ländern der Erde wohnen, sind so, wie die Länder selbst, sehr verschieden. Sie haben

nicht einerley Sprache und Bildung, nicht einerley Religion, nicht einerley Sitten und Gebräuche, ja, nicht einmal einerley Farbe.

11. Europa, von welchem unser Vaterland einen, obgleich nur sehr geringen, Theil ausmacht, ist der einzige Erdtheil, der überall angebaut, und mit Städten und Dörfern angefüllt ist; dessen Einwohner Gemeinschaft mit einander haben, und sich, wenige ausgenommen, zur christlichen Religion bekennen. Die anderen Erdtheile sind von vielerley Völkern bewohnt, die sich unter einander wenig oder gar nicht kennen, und an Sitten, Lebensart und Religion sehr von einander abweichen.

12. Es gibt große Länder auf der Erde, in denen die Witterung das ganze Jahr hindurch so mild oder auch wohl so heiß ist, daß ihre Bewohner weder Feuerung, noch Gebäude, noch Kleidung zum Schutze gegen den Frost bedürfen. Viele dieser Länder sind noch überdieß reich an Nahrungsmitteln, welche die Natur, ohne Zuthun der Menschen, freywillig hervorbringt; reich an gesunden und wohlschmeckenden Früchten, Pflanzen und Wurzeln, und an Thieren, welche immer vollauf ihr gutes Futter haben.

13. Allein in den meisten dieser gesegneten Länder sind die Menschen träge, unwissend und roh; sie kennen keine Künste und Wissenschaften,

und ihr ganzes Eigenthum besteht gemeiniglich in nichts anderem, als in einer niedrigen Erdhütte, um sich des Nachts vor giftigen Thieren und lästigen Insecten zu sichern, in einem Bogen nebst einigen Pfeilen oder irgend einem anderen Gewehre, und etwa noch in einem Thierfelle oder irgend etwas dergleichen, um ihre Blöße zu bedecken.

14. So befinden sie sich in einem Zustande, welcher vielleicht nichts vor dem Zustande der Thiere voraus hat, ja, in manchen Stücken gar noch schlechter ist; denn einige solcher Völker leben ohne Obrigkeit und ohne bürgerliche Gesetze, so wie ohne allen Unterricht in der Erkenntniß Gottes und unserer Pflichten. Daher ist Zorn, Rachgier, Wuth gegen die Feinde und jede andere Leidenschaft wild und unbändig, und in ihren Streitigkeiten, welche sich fast allezeit mit Todtschlag oder wenigstens mit schrecklicher Verstümmelung endigen, behält immer der Stärkere oder der Arglistigere die Oberhand.

15. Manche von diesen Völkern haben zwar einen Regenten oder ein Oberhaupt; allein es herrscht derselbe ohne Religion und ohne Gesetze, nach bloßer Willkühr und Laune, und behandelt seine Unterthanen, als wären sie — Thiere. So z. B. verkaufen mehrere Neger-Könige in Afrika alljährlich viele Tausende ihrer Unter-

thanen in die Sklaverey an europäische Kaufleute, und lassen sich dafür mit Branntwein oder mit andern europäischen Waaren bezahlen, und gemeiniglich mit solchen, die ihnen bloß zum Spielwerke dienen.

16. Dagegen gibt es andere Länder, wie z. B. Deutschland, die Niederlande, England, Preußen, Dänemark, Schweden, u. a. m., in denen der Boden, wenn er unangebaut bleibt, äußerst wenige, und noch dazu schlechte Nahrungsmittel für die Menschen hervorbringt, und auch diese nur einige Monathe des Jahres hindurch; denn in den übrigen Monathen liegt das Land gleichsam erstorben, und ist oft lange Zeit mit Schnee und Eis bedeckt.

17. Und gleichwohl wohnen in eben diesen Ländern große, zahlreiche und mächtige Nationen. Man bauet da mancherley Getreidearten, vielerley Garten-, Feld- und Baumfrüchte, welche reichliche Ärnten geben. Das Beste und Schönste, was andere Länder und Erdtheile hervorbringen, wird selbst über das weite Meer geholt. Viele tausend Menschen sind bemittelt und wohlhabend, leben unter dem Schutze der Obrigkeit sicher vor aller Gewalt gegen Person und Eigenthum, besitzen eine Menge von Dingen, welche ihnen Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen gewähren, und beschäftigen sich zum

Theil mit Handwerken, Künsten und Wissenschaften, die Erwerb und Brod verschaffen, den Geist bilden; das Herz veredeln, und das menschliche Leben angenehm und froh machen.

18. Es ist leicht einzusehen, woher dieser große Unterschied komme. In jenen Ländern, wo die Witterung günstig und mild, und der Boden ohne die Mühe der Menschen ungemein fruchtbar ist, bleiben die Einwohner unthätig und träge, weil kein Mangel sie zwingt, ihren Verstand und ihre körperlichen Kräfte auch nur mit einiger Anstrengung zu brauchen und anzuwenden.

19. In den Ländern, wo wir wohnen, finden wir von Allem jenem gerade das Gegentheil. Wollten Menschen ihren Aufenthalt in diesen Ländern nehmen, so waren sie genöthiget, sich ihre Nahrungsmittel durch Kunst und Arbeit nicht nur allein für den Sommer, sondern auch für den Winter zu verschaffen, durch dessen Rauhigkeit sie auch noch in die Nothwendigkeit versetzt wurden, ihren Körper mit einer dichten Kleidung zu bedecken.

20. So wie in Europa die Ebenen mancher Länder blühenden und lachenden Gärten gleichen, in welchen nährende und labende Gewächse und Früchte aller Art hervorsprießen; so gibt es dagegen im heißen Erdstriche: nämlich in Afrika und in einem Theile Asiens, Sandwüsten,

welche 50 bis 60 Meilen, und wohl noch viel länger sind, in denen sich weder Brunnen, noch Bäche, Flüsse, noch Seen befinden, und welche nichts hervorbringen, als einige Arten salzichter und stachlichter Gewächse.

21. Durch dergleichen Gegenden würde niemand reisen können, wenn es keine Kameele gäbe. Diese nützlichen Thiere können mit einer Last von 6 bis 10 Centnern, mehrere Tage nach einander, jeden Tag einige Meilen zurücklegen, etliche Tage lang hungern, und 14 Tage lang dursten; zugleich fressen sie sehr gern stachlichte Gewächse, welche kein anderes Vieh anrührt, von denen aber die Kameele nicht verwundet werden, weil ihre Lippen, ihr Zahnfleisch und das Innere ihres Mundes mit einem Knorpel überzogen sind. Zudem sind sie an ihren großen Füßen wie mit einem dickhäutigen Polster versehen, womit sie über den brennend heißen Sand laufen, ohne Schmerzen zu empfinden, oder in denselben einzusinken.

22. Wer sieht nicht augenscheinlich, daß diese Thiere vollkommen so beschaffen sind, wie es zum Nutzen und zum Dienste derjenigen seyn muß, die in jenen Ländern wohnen und reisen? Mit Recht nennt der Araber sein Kameel „das Schiff in der Wüste.“ —

23. Amerika, dieser wegen seiner erstaunlichen Größe so merkwürdige Erdtheil, wurde erst vor einigen hundert Jahren von den Europäern entdeckt, und heißt deßhalb auch die neue Welt. Als sie entdeckt wurde, fand man die Einwohner in dem Zustande der Einfalt, Unwissenheit, Sorglosigkeit, Unbekanntschaft mit Arbeit, Fleiß und Kunst, und hier und da auch mit dem Eigenthume. Gemeinschaftlich genossen sie die Gaben, die ihnen die Natur freywillig dargebothen hatte.

24. In manchen Ländern von Amerika ist es jedoch heut zu Tage noch so, wie ehemals, indem die Kälte, der geringe Vortheil und die Entlegenheit es nicht gestatten, daß die Europäer vordrangen, und die alten Amerikaner mit neuen Sitten und Gebräuchen bekannt machten.

25. Amerika hat weit höhere und größere Berge, als Europa, und einige Ströme sind so breit, daß sie den Meeren gleichen. Es ist dort nicht so heiß, wie auf unserer Halbkugel, weil das Land sehr feucht, und mit Wäldern bedeckt ist. Schlangen, Skorpionen und große Schwärme stechender Insecten sind häufig; auch feuerspeyende Berge und Erdbeben sind an vielen Orten keine seltene Erscheinung.

26. Die Fruchtbarkeit dieses Erdtheils ist so beträchtlich, daß man nicht nur viele Pro-

ducte der übrigen Erdtheile, sondern auch unzählige eigenthümliche dort antrifft, so wie nämlich die nützlichen Erdäpfel ursprünglich aus Amerika in unsere Länder verpflanzt worden sind. Auf denjenigen Inseln, welche Westindien bilden, gedeihen vorzüglich das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, u. dgl.

Vor der Ankunft der Europäer war in Amerika keine Viehzucht vorhanden; aber die Europäer haben sie und noch vieles Andere daselbst angefangen, und alles hat einen gesegneten und glücklichen Fortgang.

27. Derjenige Erdtheil, welcher Australien heißt, besteht aus einer Menge größerer und kleinerer Inseln, die erst nach und nach von den Weltumseglern entdeckt worden sind. Einige von den Völkern, die diese Inseln bewohnen, leben von Wurzeln und Früchten, die sie allenthalben leicht finden können; andere von der Jagd und dem Fischfange; die meisten treiben Ackerbau in regelmäßigen Pflanzungen und Anlagen.

28. Da ihre Bedürfnisse hauptsächlich in der Nahrung, in einer einfachen, leichten Bedeckung ihres Körpers, und in dem Schutze gegen feindliche Überfälle und Angriffe bestehen; so verstehen sie sich auch nur auf die Arbeiten, welche dazu erforderlich sind. Ihr ganzer Kunstfleiß beschränkt sich daher auf Verfertigung der Klei-

dungsstücke, der Fahrzeuge, der Fischer- und Heusgeräthe, dann der Waffen, worin manche dieser Inselbewohner keine gemeine Geschicklichkeit zeigen. Viele gehen noch ganz unbekleidet.

29. Die Insel O-Taheite und Parramatta auf Neuholland ausgenommen, so findet man vielleicht nirgends Schulen, oder auch nur eine Spur der Schreibkunst; und da man den Gebrauch des Geldes nicht kennt, so hat der Tauschhandel Statt. Leider! sind die Australier, außer einer geringen Anzahl, noch Götzendiener, und viele opfern sogar auch — Menschen.

30. Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen, so wie über die Guten, über die schwarzen und weißen Menschen, und will, daß Alle zur Erkenntniß dessen kommen, was wahr, recht und gut ist, wird auch in diesen, so weit von uns entfernten Gegenden der Erde das Licht der christlichen Lehre dereinst leuchten lassen, auf daß dadurch die wilden und ungesitteten Menschen menschlich und gesittet werden mögen.

VI.

Naturkenntnisse.

1. Wir können nicht frühe genug anfangen, die Natur und Alles, was sich rings um uns her befindet, mit Aufmerksamkeit und Überlegung zu betrachten; denn es stellet sich uns darin, wie in einem Spiegel, die unermeßliche Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers dar.

2. Wir sind glücklich, daß wir Sinne und Empfindung haben, die Herrlichkeit und Schönheit der Werke Gottes zu erkennen und zu bewundern, und uns darüber zu freuen, daß wir auf der Erde leben, und das Nutzbare und Angenehme, das sich uns darbiethet, genießen zu können. Über Erde und Himmel hat Gott mannigfaltige Schönheiten ausgegossen, an denen sich unser Auge nimmer satt sehen kann. Das blaue Firmament mit den tausend funkelnden Sternen des Nachts, und am Tage die glänzende Sonne, welche Millionen Wesen durch ihr Licht beglücket, und der stille Mond, der mit seinem lieblichen

Schimmer die Dunkelheit der Nächte erhellet, sind Werke deiner Hand.

3. Überall begegnen unseren Blicken Zeugen seiner Größe und Güte. Hier erheben sich hohe, himmelanstrebende Berge, oft mit blendendem Schnee und mit krystallenem Eise bedeckt; dort grünen Thäler und Auen, und breiten ihren holden Blumenschmuck, wie einen Farbenteppich, aus. Hier rauschen für Menschen und Thiere erfrischende Wasser; dort prangen kühle Wälder, vom Gesange munterer Vögel belebt. Hier liegen grasreiche Wiesen mit weidenden Heerden, und wogende Felder mit der Frucht des sättigenden, gesunden Brodes; dort blühen und gedeihen anmuthige Gärten mit dem schmackhaftesten Obste. Lauter Gegenstände der heiligen Bewunderung und des frohen Erstaunens, und der innigsten Dankbarkeit werth!

4. In der ganzen Natur walten und wirken die Kräfte, welche Gott in die Luft, in das Feuer, in das Wasser und in die Erde gelegt hat; sie walten und wirken in unaufhörlicher Bewegung zur Erhaltung und zum Nutzen des Ganzen und der einzelnen Geschöpfe. Und daraus entstehen alle wunderbaren Erscheinungen und Veränderungen, welche wir täglich in der Natur vorgehen sehen, wenn wir nur aufmerksam genug darauf sehen wollen.

5. Die Luft, die uns von allen Seiten umgibt, ist so fein, daß sie kein Auge sieht; aber wir fühlen sie bey jeder schnellen Bewegung, die wir machen, und bey jedem Hauche und Athemzuge, der unsere Lunge hebt. Sie ist nicht nur den Menschen, sondern auch allen anderen Geschöpfen zum Leben unentbehrlich. Von der Luft allein lebt freylich nichts; aber ohne Luft stirbt Alles.

6. Es ist sehr gewöhnlich, daß wir gerade an diejenigen Dinge, von denen wir täglich umgeben sind, und deren wohlthätigen Einfluß wir empfinden, selten oder gar nie denken. Wie Wenige denken an das Wohlthätige der Luft, die sie mit jedem Augenblicke einathmen! Aber würde ohne dieselbe das Leben der Menschen und Thiere erhalten werden können? Selbst die Pflanzen welken, wenn ihnen die sie umgebende Luft entzogen wird.

7. Die Luft läßt die Strahlen der Alles erwärmenden und erfreuenden Sonne zu unseren Augen durch. Wäre sie nicht dünn und durchsichtig, so würde uns nie ein heiterer, heller Tag zu Theile werden. — Sie bringt die wohlriechenden Düfte und Ausdünstungen der Kräuter, Blumen und Früchte zu unserer Nase und verschaffet uns dadurch viele Vergnügungen, wenn wir in der schönen Jahreszeit Wiesen und Auen und Gärten durchwandeln.

8. Ohne Luft wäre ein Mensch für den andern stumm und taub; denn der Redende kann nicht anders eine Stimme hervorbringen, als vermittelst der Luft, die er sanft erschüttert, und der Hörende nicht anders hören, als mittelst der erschütterten Luft, die an sein Ohr stößt. Ohne Luft gäbe es für uns kein Geläute der Glocken, keine Musik, keinen Gesang der Vögel, u. dgl. m.

9. Wer sich im Wasser beweget, muß Mühe anwenden, sich über demselben zu erhalten und darin fortzurudern. Viel leichter, ja ohne den geringsten Widerstand schieben wir die weit dünnere Luft vor uns weg, bewegen uns, und arbeiten darin so frey und ungehindert, als wenn nichts vor und um uns wäre. Wäre die Luft schwerer, als sie ist; so würde sie bloß zerstören, und die Bewegung der Thiere auf der Erde und in der Höhe erschweren oder gar unmöglich machen: wäre sie leichter, so würde sie weder unserer Lunge angemessen seyn, noch die Dünste in der Höhe erhalten können.

10. Die Luft ist selten ganz still; doch bemerkt man nicht überall und allezeit gleich stark ihr immerwährendes Wehen. Man empfindet es vorzüglich auf Bergen, auf der ebenen Fläche der Ströme und des Meeres, wo sie bald die Wellen kräuselt, bald furchtbare Wogen von

Wasser empöret. Ihre beständige Ruhe könnte Menschen, Thieren und Pflanzen schädlich werden. Sie fängt oft an, sich zu bewegen und unruhig zu werden: es entstehen Winde, Sturmwinde und Wirbelwinde, welche letztere gleichsam von oben herabstürzen, Körper fassen und in die Runde herumdrehen. Wir hören die Winde blasen und tosen, und erfahren ihre großen und mannigfaltigen Wirkungen.

11. Sie reinigen die Luft von schädlichen Dünsten, die von der Erde allenthalben aufsteigen; sie zerstreuen den Blüthenstaub, wodurch die Bäume und Pflanzen fruchtbar gemacht werden. Wenn es heiß ist, kühlen sie die Luft ab, und wenn es kalt ist, mindern sie die Kälte, je nachdem sie nämlich aus einer Weltgegend, aus Ost, Nord, Süd oder West, herwehen. Bald trocknen sie die nasse Erde, und bald treiben sie die Wolken von allen Seiten zusammen, und verursachen einen erquickenden Regen. Sie bewegen das Wasser des Erdbodens, daß es nicht faule und stinkend werde, und stoßen in die ausgespannten Segel der Schiffe, die so schnell über weite Wasserflächen fahren, wie kein Reiter auf seinem Pferde wegfliegen kann.

12. Das Feuer ist so flüssig, und so leicht, wie es kein anderer Körper ist. Es dringt in die kleinsten Zwischenräume der Körper ein, und

bringt in diesen mancherley auffallende Wirkungen hevor, indem es einige verbrennt, andere zerschmelzet, und andere gar in neue Gestalten verwandelt. Es verzehret die festesten Körper, und läßt zuletzt nichts davon übrig, als ein Häuflein trockenen Staub, die Asche.

13. Soll das Feuer fortbrennen, so muß es nicht nur allein brennbare Dinge, sondern auch Luft haben. Daher erlischt die Flamme, wenn man einen brennenden Körper so bedeckt, daß dadurch der Zutritt der Luft abgehalten wird.

14. Es ist kein Körper in der Natur, welcher nicht Feuertheilchen in sich hielte. Feuer ist in der Erde, die uns nähret, und es sitzt ruhig im Kieselsteine, bis es ein schneller Schlag wecket und hervorlockt; Feuer ist in der Luft, die wir athmen, und im Wasser, das wir trinken; Feuer ist im Blute, das in den Adern wallet: denn ohne dasselbe würde es den gehörigen Grad der Wärme und Flüssigkeit nicht haben, der zur Erhaltung unseres Wohlseyns und Lebens so nothwendig ist.

15. Wir müßten viel Gutes entbehren, und viel Unangenehmes ausstehen, wenn wir kein Feuer hätten. Ohne Feuer hätten wir kein Licht und keine Wärme. Und, ach! was wäre unser Leben ohne Licht und ohne Wärme? Auch Thiere

und Pflanzen würden nicht leben und gedeihen können, wenn es ihnen an Wärme, wodurch ihre Säfte flüssig erhalten werden, fehlete.

16. Das Feuer ist den Menschen zu vielen häuslichen Geschäften unentbehrlich; denn man brauchet es zum Sieden, zum Kochen, zum Backen, zum Waschen ꝛc. Und wer kann die Menge von Künstlern und Handwerkern zählen, die das Feuer zu ihren Arbeiten bedürfen.

17. So nützlich aber das Feuer ist, so schädlich und verderblich kann es auch werden, wenn man mit demselben nicht vorsichtig und behuthsam genug umgeht. Feuer macht arme Leute.

18. Besonders merkwürdig ist das elektrische Feuer, welches sich bey einem Gewitter in dem Ausbruche jenes Feuerstromes aus den Wetterwolken, oder in dem, im Zickzack sich schlängelnden Strahle zeigt, den man Blitz nennt, und welcher gemeiniglich mit dem Donner begleitet ist. Der Donner entsteht durch die Erschütterung der Luft, und ist eben so wenig zu fürchten, als das Sausen des Windes oder das Rauschen des Wassers; denn nur der Blitz ist es, welcher einschlägt und zündet. Am häufigsten fährt er auf hohe Gebäude, in rauchende Schornsteine, auf Thürme und Bäume; aufsteigende Dämpfe, feuchte Luft, starke Ausdünstungen von Menschen und Thieren ziehen ihn

an; besonders thun dieß die Metalle: daher man ihn, um ihn für die Wohnungen der Menschen unschädlich zu machen, mit hohen eisernen Stangen oder Blitzableitern auffängt, und ununterbrochen bis in die Erde oder in's Wasser leitet, ohne daß er das Haus beschädiget.

19. Die Gewitter richten zwar durch Hagel, Stürme und Regengüsse, welche oft damit verbunden sind, so wie auch durch Einschlagen, großen Schaden an; ungleich größer aber ist der Nutzen, den sie stiften. Sie kühlen und reinigen die Luft. Deßwegen ist uns auch nach einem Donnerwetter so wohl: wir fühlen uns wie neugeboren, indeß wir uns vor demselben nur bang, träge und schwerfällig fühlten. Vorzüglich ist ein Gewitter dem Pflanzenreiche sehr gedeihlich: Blumen, Wiesen und Bäume werden dadurch erfrischt, und alle Gewächse auf dem Felde und in den Gärten wachsen stärker und schöner empor.

20. Das Wasser ist ein flüssiger Körper ohne Farbe und Geruch. Es ist hell und durchsichtig; es ist aber auch ein schöner glatter Spiegel, in welchem sich Sonne, Mond und Sterne, Bäume, Häuser, Thürme, und selbst die Gestalten der Menschen und Thiere abmahlen. Wärme verwandelt es in Dämpfe, und Kälte in Eis.

21. Möchten wir doch öfter daran denken, welch eine Menge von Wohlthaten uns Gott durch das Wasser zufließen läßt! Menschen und Thieren gibt es Labung und Erquickung, und den Pflanzen Wachsthum und Gedeihen. Ohne Wasser würde die ganze Erde eine dürre, öde Wüste seyn, auf welcher alle lebendigen Geschöpfe verschmachten müßten. Ohne Wasser kann man keine Speise kochen, kein Brod backen, kein Bier brauen; ohne Wasser kann man nicht waschen, nicht bleichen, nicht mahlen. Wasser ist auch das beste Mittel, eine Feuersbrunst zu dämpfen.

22. Seine Kraft und Schwere setzt Mühlen und Schmieden, Maschinen und Räder in Bewegung, wozu sonst die Kräfte vieler Menschen und Thiere nicht hinreichen würden. Seine Flüssigkeit machet es an alle Orte hin leitsam, und wirklich hat man es durch künstliche Vorrichtungen auf und über hohe Berge in Brunnen und Wasserbehälter gebracht, um es auf mannigfaltige Art zu benutzen, oder noch weiter fortzuleiten.

23. Das Wasser schaffet uns eine unbeschreibliche Menge von Fischen; es trägt erstaunliche große Lasten, und hat deßwegen der Schiff-Fahrt das Daseyn gegeben, wodurch nicht nur entfernte Städte und Länder, son-

dern sogar Welttheile mit einander Gemeinschaft haben, und leicht und bequem Handel treiben können.

24. Das Wasser ist endlich, als Getränk, das allergesundeste, was wir nur trinken können. Es löschet am geschwindesten und besten den brennenden Durst, und machet, daß das Blut ungehindert und leicht in den Adern läuft. Zum Waschen und Baden gebraucht, befördert es Reinlichkeit und Gesundheit. Wie viele Brunnen und Heilbäder gibt es in allen Ländern, woraus kranke Menschen Gesundheit schöpfen, und ihr Leben und ihre Kräfte stärken und erhalten können! Und das Alles gibt uns Gott durch das Wasser, in welches er Wohlthat, Segen und Heilkraft gelegt hat.

25. Bisweilen verursacht das Wasser aber auch vielen und großen Schaden. Die Flüsse treten nicht selten, durch Schneewasser und anhaltende Regen angeschwollen, aus ihren Ufern, und überschwemmen ungeheure Strecken Landes, stürzen Brücken und Häuser ein, und reißen sie mit Menschen und Vieh ohne Rettung fort. Das Wasser ist ein furchtbares Element, und, wenn es überhand nimmt, noch weit schwerer zu bändigen, als selbst das Feuer. Es wüthet, brauset, schäumet, und richtet die größten Verheerungen und Verwüstungen an; und doch ist der

Schaden, man mag ihn so hoch anrechnen, als man will, nur eine Kleinigkeit gegen den Nutzen und gegen die Vortheile, die wir dem Wasser zu verdanken haben.

26. Aus dem Wasser und aus der Erde steigen unaufhörlich Dünste auf, welche sich uns oft in der untern Luft als Nebel, und in der oberen als Wolken zeigen, die in den mannigfaltigsten Mischungen bald einzeln, bald aufgethürmt neben einander stehen. Welch ein schöner Anblick, wenn sie von der Morgen- und Abendsonne vergoldet und umsäumet, oder, da sie dunkel sind, durch den flammenden Blitz erhellet werden! Sie lösen sich, durch die Winde gehörig vertheilet, in Regen und Schnee auf.

27. Der Regen, der tropfenweise niederfällt, erquicket und erfrischet alles, was Leben hat, vermehret das Wasser der Quellen, Brunnen und Flüsse, erweichet das Erdreich, und führet den Pflanzen Nahrung zu, wodurch ihr Wachsthum befördert wird.

28. Der Schnee entsteht aus wässerigen Dünsten, die in der Luft schweben, und so, wie der Reif, bey einem gewissen Grad der Kälte an einander gefrieren. Er fällt in Flocken, die wie Sternchen und Röschen aussehen, aus der Luft herab, und schützet, als die beste und wärmste Decke, die Pflanzen und Samenkörner

vor dem starken Frost des Winters. Wenn er im Frühjahre schmilzt, so dünget er das Land, und gibt, wie der Regen, den Quellen und Flüssen Wasser, daß sie nicht sparsamer strömen, oder gar austrocknen.

29. Die Erde ist eine wenig zusammenhängende, zerreibliche und undurchsichtige Masse, woraus der größte Theil der Oberfläche unseres Erdballs besteht. Sie hat nicht die Festigkeit der Steine. Wie könnten Pflanzen und Thiere auf einem Boden leben und gedeihen, der durchaus zusammenhinge, oder kahler Stein wäre.

30. Die Erde bedeckt die Samen und Wurzeln der Gewächse und Pflanzen, befestiget sie, nimmt die milden Einflüsse der Sonnenwärme, der Luft und des Wassers an, und ist gleichsam die Werkstätte, worin die Natur die Pflanzennahrung zubereitet, und sie den Erdgewächsen zuführet.

31. Die Fruchtbarkeit des Erdbodens rührt vorzüglich von der verschiedenen Mischung der Erdarten her. Bloße Thon-, Kalk- und Sand- oder Kieselerde tauget zur Hervorbringung der Gewächse nicht. Dieß erfahren und wissen alle, die sich mit dem Feld- oder Gartenbau beschäftigen.

32. Alles, was auf Erden lebet, erhält ursprünglich seine Nahrung aus der Erde. Da-

mit nun an allen Orten Nahrung für lebendige Geschöpfe vorhanden seyn möge; so ist die ganze Erde mit vielen tausend Arten von Gewächsen bedeckt. Jeder Himmelsstrich nach dem ihm eigenen Grade von Wärme, und nach Beschaffenheit der Witterung, so wie jeder Boden, hat seine eigenen Gewächse und Pflanzen, welche auf demselben gleichsam einheimisch sind, und dort besser gedeihen, als anderswo.

33. Berg und Thal, schattige und sonnige Plätze, sumpfiges und sandiges, fettes und mageres Erdreich — jedes hat seine eigenthümlichen Gewächse, welche entweder nirgends, als auf diesem Boden wachsen, oder doch auf keinem anderen so gut fortkommen; ja, selbst auf dem kahlesten Felsen siedeln sich Moosarten und Flechten an, die nicht nur einigen Gattungen von Würmern und Insecten zur Nahrung dienen, sondern auch durch ihr jährliches Absterben und Verwesen den Felsen nach und nach mit einer Decke von fruchtbarer Erde überziehen, in welcher künftig größere, saftreichere und schönere Pflanzen den günstigsten Boden für sich finden.

34. Die Erde hat nirgends leere Plätze. Thiere, groß und klein, leben überall auf und unter derselben; Pflanzen wachsen und grünen in Ebenen, in Thälern und auf Bergen, und allenthalben begegnen unseren Fußtritten Steine

(Mineralien) von den mannigfaltigsten Arten und Bildungen, während die Metalle und hundert andere nutzbare Dinge in unterirdische Gewölbe eingeschlossen sind, aus welchen sie der Mensch mit großer Mühe zur Befriedigung mancher Bedürfnisse hervorhohlen muß. — Wer Alles zählen könnte, der müßte auch die Sterne am Himmel, und die Wassertropfen im Meere zählen können. Und doch sagt schon Sirach: „Wir sehen von Gottes herrlichen Werken das Wenigste. O viel größere sind uns noch verborgen!"

35. Nach der Absicht des weisen und gütigen Schöpfers der Natur sollten die Thiere nicht bloß wachsen und leben, wie die Pflanzen, sondern auch empfinden, und sich nach Willkühr bewegen. Die äußere Bildung der Thiere ist sehr mannigfaltig, und alle Theile ihres künstlich gebauten Leibes sind so beschaffen, wie es ihre Erhaltung und die Absicht erfordert, warum sie vorhanden sind. Keines derselben ist arm oder unglücklich, kraft- oder wehrlos, und was ihnen, wie wir oft meinen, etwa fehlt, würde sie nicht vollkommener machen, weil es kein wahrer Mangel für sie ist.

36. So z. B. haben die Wasservögel zwischen den Zehen eine Haut, damit sie fortrudern, und einen breiten Schnabel, daß sie im Wasser

gut fischen können. Die Landvögel sind mit Krallen und Klauen versehen, um in der Erde zu scharren, und mit einem spitzigen Schnabel, um Körner und Würmer aus der Erde und aus den Baumrinden herauszuhacken. Das Pferd ist mit starken Hufen, gleichsam wie mit Schuhen zu weiten Reisen, angezogen. Wer sich bemühet, die Absichten können zu lernen, warum jedes Thier gerade die Glieder, die Gelenke, die Stellung, die Schärfe der Sinne, die Leichtigkeit und Schwere, die Bedeckung, die Geschwindigkeit, die Stärke oder Schwäche hat, die es besitzt; der wird überall Spuren und Merkmale der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes finden.

37. Die Thiere sind auf der Stelle, die ihnen Gott zum Aufenthalte angewiesen hat, vergnügt und froh. Der Wurm, der auf der feuchten Erde kriecht; der Maulwurf, der die Nacht erwarten muß, bis er sich aus seiner Höhle hervorwühlet; der Vogel, der in Lüften schwebt; der Schmetterling, der von einer Blume zur andern flattert; das Lamm, welches auf der Wiese das frische Gras abweidet — alle freuen sich ihres Daseyns und Lebens, weil sie finden, was sie brauchen.

38. Die Thiere haben keine Vernunft; dafür hat ihnen aber Gott regelmäßige und bestimmte

Natur- und Kunsttriebe gegeben, wodurch sie im Stande sind, ohne alle Anweisung eines Lehrmeisters gewisse Handlungen vorzunehmen, und künstliche Arbeiten zu verrichten. So bauen die Bieber ihre Wohnungen, die Vögel ihre Nester, die Bienen ihre Zellen, die Spinnen ihre Gewebe mit einer Kunst, über die man sich verwundern muß. Die Zugvögel wissen die Zeit genau, wann es für sie nöthig wird, ein wärmeres Land zu suchen, und finden den Weg dahin ohne alle Anweisung.

39. Die Naturforscher theilen die Thiere in sechs Classen ein, als: Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer.

40. Die Säugthiere haben rothes, warmes Blut und Lungen. Die Jungen, die lebendig zur Welt kommen, säugen oder ernähren sie eine Zeitlang mit Milch, und sind zärtlich für sie besorgt. Die Wohnung der Säugethiere ist verschieden. Die meisten derselben halten sich auf der Oberfläche der Erde auf. Einige wohnen auf Bäumen, wie die Eichhörnchen; andere in Höhlen, wie die Füchse und Dachse; und noch andere im Wasser, wie die Wallfische. Nur wenige Thiere dieser Classe haben Hufe, wie die Pferde. Bey vielen sind die Klauen gespaltet, wie z. B. bey dem Rindviehe, bey den Schafen, Ziegen 2c.

Die meisten gehen bloß auf den Spitzen der Füße; einige aber, wie Affen, Bären ꝛc. auf dem ganzen Fuße.

41. Die Lungen dienen den Säugethieren vorzüglich zum Athemhohlen; auch können sie mittelst derselben Stimmen von sich geben. Jedoch sind einige unter ihnen, z. B. der Maulwurf, stumm. Die Löwen brüllen, die Bären brummen, die Hunde bellen, die Schafe blöcken, die Pferde wiehern. Sie geben dadurch ihre Bedürfnisse und Empfindungen zu erkennen, und es ist dieß ihre Sprache, die man wohl verstehen kann, wenn man auf das Betragen solcher Thiere merken wollte, die wir täglich vor Augen haben.

42. Die Säugthiere gewähren dem Menschen großen und mannigfaltigen Nutzen. Ochsen und Pferde verrichten ihm seine Arbeiten, und werden zum Ackerbau und auf Reisen gebraucht. Die Hunde bewachen Haus und Hof, und helfen das flüchtige Wild erjagen. Katzen und Igel dienen zum Mäusefangen und zur Vertilgung anderer schädlicher Thiere. Die Kühe und Ziegen geben ihm Milch, Butter und gute Käse. Das Fleisch des Rindviehes, der Schweine, Hirsche, Hasen ꝛc. brauchet er zur Speise. Viele unter ihnen kleiden ihn mit ihren Häuten und Fellen, mit ihren Haaren, mit ihrer Wolle. Einige geben ihm Talg und Thran zum Brennen

und zur Bereitung des Leders. So hat der Wallfisch zwischen Fleisch und Haut viel Speck, woraus der Thran gesotten wird, und inwendig in seinem Rachen befindet sich das Fischbein. Der Mensch weiß an diesen Thieren fast alles zu benutzen.

43. Die Vögel, die andere allgemeine Classe des großen, unermeßlichen Thierreiches, kommen alle mit einander darin überein, daß sie einen mit Federn bedeckten Leib, zwey Füße, zwey Flügel, einen hornartigen Schnabel und ein warmes Blut haben, und aus Eyern entstehen. Ihre Gestalt ist sehr mannigfaltig, und Gott hat bey ihrer Bildung auch auf Zierde und Schönheit gesehen. Bey vielen glänzen die Federn mit einer solchen Pracht, daß sich das Auge daran nicht satt sehen kann. Die Flügel dienen zur Bewegung in der Luft.

44. Es gibt Land- und Wasservögel. Die letzteren haben einen breiten Schnabel, nnd an ihren Füßen eine Schwimmhaut; die Landvögel aber sind mit Klauen und einem spitzigen Schnabel versehen. Einige unter den Vögeln stellen Wanderungen aus einer Gegend in die andere an, so wie die Jahreszeit und ihre Bedürfnisse es erfordern. Sie finden alle einen Zweig und Wolle und Haare, und Moose und Halmen zu ihrem Neste, das sie zeitig und geräumig genug

für ihre, aus den Eyern kommenden Jungen bauen. Sie ernähren sich von allerley Körnern und Samen, von Raupen, Insecten und Würmern, die sie sich freylich manches Mal sehr mühsam suchen müssen. Es ist rührend zu sehen, wie sie im Spätjahre oder im Winter, halb dreist, halb furchtsam, auf ihren Hecken und Stauden herumfliegen, die Samengehäuse aufpicken, und das Körnlein, das darin verborgen ist, mit Lust verzehren. Deßhalb sagt auch Jesus: „Schauet die Vögel des Himmels an! Sie säen nicht, sie ärnten nicht, sammeln nicht in die Scheuern; und dennoch ernährt sie euer himmlischer Vater."

45. Der Nutzen, den uns die Vögel verschaffen, ist ungemein groß. Sie geben uns ihr Fleisch und ihre Eyer zur Speise; ihre Federn dienen uus zu weichen und warmen Betten, zum Schreiben und zum Zierath. Ihr Gesang macht uns viel Vergnügen. Einige reinigen die Luft von den vielen Insecten, wovon Menschen und Vieh geplagt werden. Störche und Reiher vertilgen die häufigen Frösche, Kröten, Eidechsen und Schlangen; noch andere die zu häufigen Feldmäuse. Die Geyer, Raben und Krähen verzehren das Aas, das die Luft nicht angesteckt werde. Die Schwimm- und Sumpfvögel räumen unter den Wasserbewohnern auf. Viele hat

Gott angewiesen, zerstreuten Samen aufzulesen und wieder auszusäen.

46. Wenn keine Vögel wären, so würde in der Natur keine Musik, und darin Alles öde und traurig seyn. Durch Vögel werden einsame Orte, wilde Gegenden, niedrige Gesträuche, Wälder und die ganze Luft belebt.

47. Die dritte Classe des Thierreiches enthält die Amphibien, oder die Knorpelthiere, die man deßhalb so nennt, weil sie keine wahren Knochen haben, sondern ihr ganzes Gerippe nur knorpelicht ist. Sie athmen durch Lungen, und haben rothes, kaltes Blut; deßwegen auch ihr Körper kalt anzufühlen ist. Dergleichen sind die Schildkröten, die Krokodille, die Frösche, die Kröten, die Schlangen ꝛc.

48. Ihre äußere Bildung ist sehr verschieden. Einige haben eine glatte Haut; andere haben Schuppen und Schilde, und leben auf dem Lande und im Wasser. Viele nähren sich von lebendigen Thieren, von Insecten und Fischeyern; die meisten aber von Insecten und Wurzeln. Weil sie wenig ausdünsten, so können sie auch erstaunlich lange hungern. Sie bringen ihre Jungen lebendig zur Welt; doch legen einige von ihnen auch Eyer in's Wasser und in den Sand, und auch wohl in Misthaufen, wo sie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden müssen.

49. Sie mögen lebendig auf die Welt kommen, oder aus den Eyern kriechen; so erscheinen sie nicht alle in ihrer vollkommenen Gestalt, sondern sie müssen sich erst einer Verwandlung unterwerfen, ehe sie alle ihre Glieder erlangen. Dieß bemerkt man vorzüglich bey den Fröschen und Eidechsen, die, wenn sie aus den Eyern kommen, wenig von der Gestalt haben, die sie nachher erhalten.

50. Fast alle Amphibien, besonders in kalten Ländern, verbergen sich im Herbste in Sümpfe, und versinken daselbst in den Winterschlaf. Viele häuten sich zu gewissen Jahreszeiten, d. h., sie ziehen ihre Oberhaut ab, und bekommen eine neue. Auf diese Weise streifen die Schlangen eine ziemlich feste Haut von sich weg; die Frösche und die Eidechsen aber verlieren nur einen schleimichten Überzug, der im Wasser bald zerfließt und zerrinnt.

51. Der Nutzen der Amphibien ist beträchtlich. Sie verzehren nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser viele Insecten und Wasserthiere, und manche derselben dienen dem Menschen auch durch ihr leckeres und gesundes Fleisch. Aus den Schalen der Schildkröten verfertiget man allerley Kunstsachen, und von manchen erhält man kräftige Arzneyen. Das Gift, das einigen Amphibien eigen ist, dienet ihnen

zu ihrer Vertheidigung, und vielleicht auch zu ihrer Verdauung, weil sie ihre Speisen nicht kauen, sondern ganz verschlingen. Indeß sind viel weniger unter ihnen giftig, als man insgemein glaubt, und nicht alle in einem so hohen Grade, als man gewöhnlich dafür hält.

52. Die Fische stellen sich uns als das vierte Hauptgeschlecht der Thiere auf. Es gibt ein unzählbares Heer derselben. Sie haben auch ein rothes, kaltes Blut, wie die Amphibien, von denen sie sich aber wesentlich darin unterscheiden, daß sie nicht durch Lungen, sondern durch die Kiemen athmen, die sie an den Seiten ihres Kopfes haben.

53. Sie haben einen Körperbau, der mit ihrer Lebensart vollkommen übereinstimmt. Sie sind entweder suppig oder glatt, und mit einem Schleime überzogen, wie die Aale und Schleyen; oft auch runzlicht, warzig und stachelicht, wie manche Fische im Meere. Die vornehmsten Werkzeuge ihrer Bewegung sind die Floßfedern, welche durch eine Haut mit einander verbunden sind, und mit denen sie sich, gleichsam wie durch ein Ruder, in ihrem Elemente bewegen können, aufwärts und abwärts, vorwärts und rückwärts, wie es ihnen beliebt.

54. Im Inneren der Fische ist die Schwimm- oder Luftblase vorzüglich bemerkenswerth, die

nach der Länge des Rückgrathes liegt, und bald einfach, bald doppelt ist. Diese können sie zusammenziehen oder erweitern, sich vermittelst derseben leichter oder schwerer machen, und dadurch ihr Auf- und Niedersteigen im Wasser befördern.

55. Zur Nahrung dienen den Fischen die im Wasser befindlichen Insecten, die kleinen Würmer, die Wasserpflanzen rc. Viele schlucken auch den Schlamm mit hinein. Einige nähren sich vom Raube anderer Fische, und werden daher Raubfische genannt.

56. Zur Wohnung ist ihnen bloß das Wasser von Gott angewiesen, in welchem sie sich so leicht und ungehindert bewegen, wie die Vögel in der Luft. Viele Seefische begeben sich, um ihre Eyer abzusetzen, oder um ihren Feinden, den Wallfischen, Hayen rc., zu entgehen, gewöhnlich an die Küsten des Meeres. Sie erscheinen in großen Zügen, und werden von den Menschen, die schon auf sie warten, weggefangen.

57. Der Nutzen der Fische ist bekannt. Von ihrem Fange leben allein in Europa viele tausend Fischer, und von ihrem Handel nähren sich unzählige Kaufleute und Krämer. Die Fische dienen nicht nur allein den Menschen, sondern auch einigen Vögeln und anderen Thieren zur Nahrung, oder wenigstens zu einer angenehmen Speise; Meere, Seen und Flüsse wim-

meln daher von Fischen, und diese wunderbare Vermehrung derselben müssen wir als einen Beweis der göttlichen Vorsehung für den Menschen betrachten.

58. In die fünfte Classe des Thierreiches gehören die Insecten, oder diejenigen Geschöpfe Gottes, die statt des Blutes einen weißen Saft, viele Füße, und am Kopfe gegliederte Fäden haben, die man Fühlhörner nennt. Kopf, Brust und Hinterleib sind bey diesen Thieren, wenigstens in ihrem vollkommenen Zustande, wie durch Einschnitte von einander abgesondert, und bey den meisten, gleichsam wie durch einen Faden, mit einander verbunden. Man rechnet dahin die Krebse, die Käfer, die Fliegen, die Mücken, die Schmetterlinge, die Raupen, die Wespen, die Ameisen, die Bienen, die Spinnen u. dgl. m.

59. Ihr Aufenthalt ist der ganze Erdboden, auf welchem sie allenthalben verbreitet sind. Sie leben sowohl auf dem Lande, als auch im Wasser. Einige derselben trifft man fast auf allen Thieren und Pflanzen an. Selbst der Mensch muß manchen zur Wohnung und zur Nahrung dienen. Viele zernagen die Wurzeln und Pflanzen; andere durchfressen das Holz, und noch andere nähren sich vom Unrathe und von todten Thieren; viele suchen ihre Nahrung in den Blättern und Blumen der Gewächse und Pflanzen.

60. Nur wenige Insecten werden lebendig geboren; die meisten entstehen aus Eyern, und verwandeln sich mehrere Male. Aus dem Eye kriecht nämlich ein Wurm oder eine Raupe, und heißt Larve; diese verwandelt sich, wenn sie erwachsen ist, in eine Puppe, und aus der Puppe kommt das Insect in seiner wahren Gestalt hervor. — Wenn Gott so wunderbare Dinge an diesen kleinen Thieren thut; was wird er einst an uns thun.

61. Gott hat den Insecten auch Waffen gegeben, die sie, um ihr Leben zu beschützen, gegen ihre Feinde brauchen können. Sie haben Stacheln, Scheeren, Kneipzangen, Haare 2c. Die Augen, deren viele von ihnen in großer Anzahl besitzen, sind ihnen ebenfalls dazu dienlich, weil sie mittelst derselben ihre Feinde schon von weitem wahrnehmen, und ihnen bey Zeiten entgehen können. Einige können sich nicht nur allein gut vertheidigen, sondern auch angreifen, und ihren Gegnern höchst gefährlich werden, z. B. die Hornisse, Bienen und Spinnen.

62. Die Insecten sind in vielfacher Hinsicht sehr nützliche Thiere, so schädlich und verächtlich viele derselben den meisten Menschen auch vorkommen mögen. Sie ersticken nicht nur viele Arten von Unkraut im Keime, sondern hindern auch sein Fortwuchern, wenn es ausgewachsen

ist. Überdieß beugen sie der Ansteckung der Luft vor, weil viele im Miste leben, und sich vom Aase ernähren, dessen Ausdünstung die Luft vergiften könnte. Einige, wie z. B. die Krebse, werden von uns gegessen; andere, wie z. B. die Bienen versehen uns mit Wachs und Honig. Die Seidenwürmer kleiden uns mit Seide. Verschiedene Insecten geben uns vortreffliche Farben, und viele biethen sich uns als Arzeneyen dar. Nur Schade, daß wir den Gebrauch und Nutzen von vielen tausend Dingen in der Welt noch ganz und gar nicht kennen!

63. Die Würmer stehen in der Reihe der Thiere in der sechsten und letzten Classe. Ihr Körperbau ist sehr einfach, indem man bey einigen nur wenige, und bey anderen gar keine Gliedmaßen bemerkt. Sie bewegen sich entweder durch wechselweises Zusammenziehen und Ausdehnen ihres Körpers fort, wie z. B. der Regenwurm; oder sie gleiten und kriechen, wie die Schnecke. Viele können sich gar nicht von der Stelle bewegen, und diese sind überhaupt die seltsamsten Thiere in der Natur, deren Bildung man nur bewundern, aber ihren Zweck nicht errathen kann.

64. Die Würmer sind etweder ganz nackt, oder mit einer kalkartigen Schale bedeckt. Die nackten haben theils einen ungegliederten, theils

einen gegliederten Körper, und sind etweder Eingeweidewürmer, oder Weichwürmer, oder auch Pflanzenthiere, welche letztere in mancher Rücksicht den Pflanzen ähnlich sind. Dazu gehören auch einige andere kleine Thierchen, die man mit bloßen Augen nicht sehen, sondern nur durch Vergrößerungsgläser wahrnehmen kann, wie z. B. das Räderthier, das Kugelthier rc. Zu den bedeckten und in Gehäusen wohnenden Würmern, die man Schalthiere heißt, gehören die Muscheln und Schnecken, die Korallen rc.

65. Die meisten Würmer leben in süßen und salzigen Wassern. Einige halten sich zwar auf dem festen Lande, aber doch stets an feuchten Orten auf, und noch andere wohnen in den Eingeweiden der Menschen und Thiere. Es gibt überhaupt wenig Körper und Gewächse auf der Erde, an und in welchen sich nicht Würmer aufhalten.

66. Unter den Schalthieren sind viele eßbar, z. B. die Austern. In einigen findet man sehr schöne Perlen und die kostbare Perlenmutter, die von den Künstlern benutzt und verarbeitet wird, vieler anderer Vortheile nicht zu gedenken, welche die an Meeren wohnenden Menschen von den Thieren dieser Classe genießen.

67. In Gottes Welt ist Alles gut und nützlich; denn er schuf nichts umsonst. Alles, was da ist, hat seine Absicht, seine Bestimmung. Die Pflanzen, die unter unseren Füßen aus der Erde sprießen, und das große Reich bilden, welches man Pflanzenreich nennt, sind, wenn wir sie brauchen können, auch für uns da. Wir dürfen sie aber nicht muthwillig zertreten, wenn wir sie nicht zu nutzen wissen. Vielleicht hängt an dem Gewächse ein Käfer oder ein Wurm, dem Gottes mildes Sonnenlicht eben so wohl thut, als uns. Vielleicht ist das Gräslein, das wir unbesonnen verachten, ein ganzes weitläufiges Haus, in welchem eine große Familie lebendiger Wesen fröhlich und vergnügt wohnet. Unsere Felder und Wiesen tragen Millionen Pflanzen, die unzähligen Thieren zum Aufenthalt und zur Nahrung dienen; die Äcker tragen Millionen Ähren, und in jeder Ähre sind etliche Körnlein für die Menschen, etliche für die Vögel, einige für die Mäuse im Felde, und einige für die Erde, für's künftige Jahr zu neuem Wachsthume selber bestimmt.

68. In's Pflanzenreich gehört alles, was aus der Erde wächst, nämlich: Bäume, Sträucher und Stauden, Kräuter und Gräser, Blumen u. dgl.; auch Moose und Schwämme machen einen Theil desselben aus. Es ist nicht möglich, die unendliche unzählbare, na-

menlose Verschiedenheit der Stämme, der Stängel, der Stiele, der Halme, der Blätter, der Blüthen, der Früchte und ihrer Hüllen und Bedeckungen zu überschauen.

69. Alle Gewächse haben ihren Ursprung aus dem Samen. Die Natur bringt davon eine sehr große Menge hervor, so, daß keine Art von Pflanzen aufhören kann, wenn gleich viele Samenkörner verloren gehen. Ist das nicht ein Beweis von der Güte und Weisheit Gottes, der dadurch für die Erhaltung der Pflanzen gesorgt hat, die in der schönsten Ordnung von einander abstammen?

70. An einer jeden Pflanze sind äußerlich sechs Stücke vorzüglich bemerkenswerth: Die Wurzel, der Stamm, die Knospen, die Blätter, die Blüthen und der Same.

71. Die Wurzel ist der unterste Theil der Pflanze, womit sie in der Erde fest steht. Es befinden sich an ihr viele feine und zarte Öffnungen, daß das Wasser und andere nährende Säfte in die Wurzel hineindringe, und in den feinen Röhrchen, woraus die Pflanze entsteht, sich vertheilen, und in die Höhe steigen können. Man sagt daher, daß die Wurzeln die Feuchtigkeit an sich ziehen, und sie den Pflanzen zuführen. Die Wurzel selbst, wenigstens bey den Bäumen und Sträuchern, besteht aus drey Theilen, nämlich

aus der Rinde, aus dem Holze und aus dem Marke.

72. Der Stamm, der bey kleineren Gewächsen auch der Stängel heißt, ist nichts Anderes, als die verlängerte Wurzel, und besteht aus eben denselben Theilen, wie diese. Er breitet sich in Zweige aus, an welchen die Augen oder Knospen sitzen, welche man als Samenkörner ansehen kann, und die sich in Blätter ausbreiten.

73. Durch die Blätter dünsten die Gewächse nicht nur die zu ihrem Wachsthume und zu ihrer Erhaltung überflüßig gewordenen Säfte aus, sondern sie ziehen auch den darauf gefallenen Thau und Regen, und die wohlthätigen Bestandtheile der sie umfließenden Luft und des Lichtes in sich. Blätter sind eine wahre Zierde der Gewächse und ein angenehmer Schmuck derselben. Das Gewebe eines Blattes ist ungemein künstlich gebildet, und besteht aus einem Gerippe oder Geäder, das oben und unten mit einem sehr feinen Häutchen bekleidet ist, und einen grünlichen Saft enthält.

74. An der Blüthe bemerkt man einen zarten Staub, der in die Samenbehältnisse eindringt, und sie fruchtbar macht, wozu auch vorzüglich der Wind und die Insecten behülflich sind. Der Wind treibt den Befruchtungsstaub weit

umher, und die Insecten können ihn ebenfalls an Ort und Stelle bringen; denn indem sie in die Blumen kriechen, so streifen sie mit ihren feinen Haaren den Befruchtungsstaub von den Staubfäden weg, fliegen damit fort, und setzen ihn anderswo ab, und die Blume wird dadurch befruchtet.

75. An dem Samenkorne selbst ist besonders der Keim merkwürdig. Dieser hat zwey Spitzen, wovon die eine in die Erde geht, und zur Wurzel wird; die andere aber aus der Erde hervorkommt, und den Stamm bildet. Der Keim ist in schützende Behältnisse eingeschlossen. Diese sind theils häutig, wie bey dem Getreide, bey den Erbsen, Bohnen ꝛc., die ihre Hülsen, Schoten, Kapseln ꝛc. haben; theils holzig, wie bey den Nüssen und Tannenzapfen; theils auch fleischig, wie bey dem Obste und bey den Beeren.

76. Luft, Feuer, Wasser und Erde tragen zum Wachsthume und zum Gedeihen der Pflanzen etwas bey. Durch die Wärme und durch die Luft wird der Umlauf und die Bewegung des Saftes in den Röhren der Pflanzen verursacht: daher mit jedem kommenden Frühling der Saft durch die Wärme in die Höhe steigt. In der Erde sind viele nährende Stoffe befindlich. Diese löset das Wasser auf, und bereitet daraus einen Saft, den die Wurzeln an sich ziehen

und den Pflanzen zuführen. Jedoch ist hauptsächlich das Wasser die Nahrung der Pflanzen; denn in trockener Erde gedeiht nichts, und wenn durch anhaltende Sommerhitze der Erdboden trocken und dürr wird, so welken Gras und Pflanzen.

77. Der Nutzen der Pflanzen ist unbeschreiblich groß. Sie verschönern die ganze Erde; sie reinigen die Luft von schädlichen Dünsten, und erfüllen sie mit gesunden, erquickenden und zum Theile balsamischen Gerüchen. Von ihnen nähren sich unzählige Thiere. Aus dem Pflanzenreiche nimmt der Mensch nicht nur allein den größten Theil seiner Speisen, als: Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse, Wurzeln, Obst, Gewächse rc.; sondern er bereitet aus demselben auch alle seine künstlichen Getränke: Wein, Bier, Kaffee, Thee rc. Das Pflanzenreich liefert uns Flachs, Hanf und Baumwolle zur Kleidung, Holz zu unseren Wohnungen, zu unserem Hausgeräthe, zur Erwärmung unserer Zimmer, zum Kochen der Speisen, und zu vielerley anderen Feuerarbeiten; Materialien zum Färben; Öhl, Harz, Pech, Theer rc., und besonders eine Menge Arzneykräuter für Menschen und für Vieh.

78. So groß aber auch der Segen ist, welchen uns das Pflanzenreich darbiethet; so muß man doch große Vorsicht und Behutsamkeit gebrauchen, daß uns derselbe nicht zum Fluche

werde; denn es gibt unter den Kräutern, Beeren, Wurzeln und Schwämmen auch viele Giftpflanzen, wodurch schon großes Unheil in der Welt angerichtet worden ist. Diese muß man kennen zu lernen suchen, und überhaupt unbekannte Pflanzen und Beeren nicht unvorsichtig und unbehuthsam anrühren, noch viel weniger aber von ihnen kosten, wenn sie auch noch so schön roth, blau, oder schwarz wären. — Aber warum läßt denn der liebe Gott Kräuter wachsen, die so schädlich sind? — Schädlich sind sie nun freylich, aber nur dann, wenn man sie ißt. Sonst haben sie ihren guten Nutzen: manche als Arzeney, manche zum Färben und Beitzen, und manche, das Ungeziefer zu vertreiben.

79. Wenn ein junges Thier leben und wachsen soll; so muß es Nahrung zu sich nehmen; auch die junge Pflanze braucht Nahrung zu ihrem Fortkommen und Gedeihen. Nicht so der Stein; denn der wird größer, wenn sich von außen nach und nach Theile ansetzen, und sich mit ihm vereinigen. Zur Bildung und zum Wachsthume der Thiere und Pflanzen ist nur eine kurze Zeit nöthig; allein die Bildung derjenigen Naturkörper, die man Mineralien nennt, und welche daher das Mineralreich ausmachen, erfordert mehrere Jahre, ja, wohl Jahrhunderte. Thiere und Pflanzen können wir nach Belieben sich mehren und vervielfältigen lassen; die Mineralien aber

nicht. Wer kann die Edelsteine wie Samenkörner ausstreuen, daß er sie fünfzig- und hundertfach wieder ärnte? Wir müssen ihre Vermehrung der gütigen Natur überlassen.

80. Im Mineralreiche, wo kein Leben herrschet, wie im Thier- und Pflanzenreiche, gibt es Erden, Steine, Salze, brennbare Mineralien und Metalle.

81. Bekanntlich sind die Erden oder Erdarten sehr verschieden. Außer der guten Erde, die man gemeiniglich in unseren Gärten antrifft, und welche schwarz, locker und fett ist, findet man auch noch Lehm-, Thon-, Kalk- und Kieselerde. Alle sind nützlich, obgleich wir mit Füßen darauf treten. Auf und in ihnen wächst Nahrung für alle lebendigen Geschöpfe; sie werden zum Bauen, zu bequemen Geschirren und schönen Gefäßen von Thon und Porcellan, zu Farben, zum Poliren der Metalle u. dgl. gebraucht.

82. Die Steine, die aus den Erdarten entstehen, und vielen Menschen als das Unnöthigste auf der Welt vorkommen, dienen zur Befestigung und Erwärmung des Erdbodens. Man nimmt sie zum Bauen, zum Mahlen des Getreides, zum Kalkbrennen, zum Pflastern, zum Glasmachen, zum Feueranschlagen, zum Wetzen und Schärfen der Messer und anderer

Werkzeuge, zum Probiren des Goldes und Silbers, u. s. w.

83. Die Salze, z. B. Kochsalz, Salpeter, Alaun, Borax, Salmiak und Vitriol werden verschiedentlich gebraucht. Das Kochsalz gibt allen Speisen und Getränken ihren Geschmack; der übrigen bedient man sich zur Bereitung des Schießpulvers und Scheidewassers, zu Arzeneyen, zum Färben, und fast in allen Künsten.

84. So wie es im Pflanzenreiche flüssige und feste Brennmaterialien gibt, nämlich Öhle und Holz; so werden auch im Mineralreiche brennbare Dinge angetroffen. Dergleichen sind: der bekannte Schwefel, der nicht nur in der Haushaltung, sondern auch in der Arzneykunst und als Bestandtheil des Schießpulvers nutzbar ist; der Torf und die Steinkohlen, ein gutes Feuerungsmittel; der Bernstein, der, wenn er gerieben wird, im Dunkeln leuchtet, Funken von sich gibt, und andere Körper an sich zieht, und das Reißbley, dessen Gebrauch jedermann kennt, u. a. m.

85. Die Metalle übertreffen alle anderen Körper an Schwere, haben einen eigenen Glanz, und sind ausnehmend geschmeidig und dehnbar. Man findet sie in den Klüften und Spalten der Gebirge, theils gediegen, theils in

Erzen, aus welchen das eigentliche Metall erst durch das Schmelzen herausgebracht werden muß.

86. Es gibt edle und unedle Metalle: zu jenen gehören Gold, Platina und Silber; zu diesen aber Kupfer, Zinn, Bley und Eisen. Auch die Halbmetalle, als: Zink, Galmey, Spießglas, Wißmuth und Quecksilber sind merkwürdige Producte des Mineralreiches, indem, besonders aus den ersteren, manche Metalle zusammengesetzt werden, woraus alsdann neue Metalle entstehen.

87. Hätten wir keine Metalle; aus welchen Materien sollten wir denn unsere unentbehrlichsten Werkzeuge verfertigen? womit sollten wir Holz fällen, Häuser bauen und Schiffe zimmern? womit sollten wir die Felsen spalten, und über die Erde Herr werden? Wie viele Vortheile im Leben, wie viele Bequemlichkeiten im Handel und Wandel würden wir entbehren, wenn wir immer Waare gegen Waare umtauschen müßten, und die festen, theilbaren und kostbaren Metalle, Gold, Silber und Kupfer dafür nicht hergeben könnten!

88. Unter allen Metallen ist jedoch das Eisen dem Menschen das allerunentbehrlichste; deßwegen ist es auch viel häufiger in der Natur vorhanden, als andere Metalle; denn es liefert die

nothwendigsten Werkzeuge zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten, und gewährt uns unsägliche Vortheile. Wie viele Handwerker beschäftigen sich mit der Bearbeitung des Eisens? — Selbst in der Medicin ist das gepulverte Eisen von großem Nutzen. Die heilsamen Bäder und Gesundbrunnen rühren meistens von den, dem Wasser beygemischten, Eisentheilen her.

89. Alle diese Schätze der Natur vertheilte Gott auf der ganzen Erde, legte sie in den Gebirgen, in den tiefsten Abgründen der Felsen und Hügel für uns gleichsam verborgen hin, damit der Mensch seine Kräfte üben, durch Arbeit etwas davon gewinnen, und das Gefundene zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen bereiten möge.

VII.

Sprüche und Sprichwörter.

1) Morgenstund hat Gold im Mund.
2) Geduld überwindet Alles.
3) Hunger ist der beste Koch.
4) Eile mit Weile.
5) Ehrlich währt am längsten.
6) Ein gutes Wort findet einen guten Ort.
7) Was dich nicht brennt, blas nicht.
8) Fleiß bricht Eis.
9) Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
10) Tapfer angegriffen ist halb gefochten.
11) Fliehst du, so liegst du.
12) Wer gut will, thut viel.
13) Ein Groschen vom Herzen ist besser als ein Thaler von der Hand.
14) Eintracht gibt große Macht.

15) Wenn sich der Bauer nicht bückt, so ackert er nicht gut.

16) Wer will, daß es ihm geling, der schaue selbst zu seinem Ding.

17) Es kann niemand wohl ein Herr seyn, er sey denn zuvor ein Knecht gewesen.

18) Jeder kehre vor seiner Thür.

19) Gewohnheit lindert alle Ding.

20) Den Dieb erschreckt eine Maus.

21) Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.

22) Kurze Lust, lange Reue.

23) Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth.

24) Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer.

25) Noth geht nie irr.

26) Kannst du's, so treib's; weißt du's, so üb's.

27) Wo keine Scham ist, da ist auch keine Ehr'.

28) Man muß nicht eher fliegen, als bis einem die Flügel gewachsen sind.

29) Wer viel begehrt, dem mangelt viel.

30) Wenig eß dein Mund, üb dich alle Stund, lauf nicht wie ein Hund.

31) Nichts können ist keine Schande; aber Schande ist's, nichts lernen wollen.

32) Nutzbare Kunst bringt Brod und Gunst.

33) Thue wohl, sieh nicht, wem! das ist Gott angenehm.

34) Wohlerzogen hat nie gelogen.

35) Übermuth thut niemals gut.

36) Es ist besser ein Spatz in der Hand, als ein Rebhuhn in der Luft.

37) Wer das Alter in Ehren hält, wird alt.

38) Versprechen und Halten steht an Jungen und Alten.

39) Vorgethan und nachgedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

40) Vortheil hat bald Feyerabend.

41) Eitle Ehr' ist ein bös Geschwär.

42) Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

43) Viel Naschen macht leere Taschen.

44) Wer Pech angreift, besudelt sich.

45) Wer den Kern will, muß die Nuß knacken.

46) Was ein guter Hacken werden will, krümmt sich bey Zeiten.

47) Williges Herz macht leichte Füße.

48) Durch Meinen und Dunken ist manche gute Sache ertrunken.

49) Ein fauler Apfel machet schnell, daß auch faul wird sein Gesell.

50) Es ist auf Erden keine beſſ're List, als der seiner Zunge Meister ist.

51) Handwerk hat einen goldenen Boden.

52) Erst besinn's, dann beginn's.

53) Der Milde gibt sich reich, der Geitzige gibt sich arm.

54) Wer in's Feuer blåſ't, dem fliegen die Funken in die Augen.

55) Sage mir, mit wem du gehest, so will ich dir sagen, wer du bist!

56) Besser — auf halbem Wege umkehren, als ůbel fortlaufen.

57) Auch rothe Äpfel sind wurmstichig.

58) Besser — allein, als in bőser Gemein.

59) Fůrchte nicht der Dorne Stechen, willst du schőne Rosen brechen.

60) Sey ein Schneck' im Rathen, ein Vogel in Thaten.

Heinrich Füchslein.

1834

Schul-Jahr

1831

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Schulfreund e. Lehr- u. Lesebuch für d. mittlern Classen d. Volksschulen

München 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.1042
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723782-1